

Wandermappe.

— Illustrierte Beilage zum —
„Gottscheer Bote“.

Nummer 7

Gottschee, am 4. April

Jahrgang 1916

Lebensernst.

Such deinen Heiland auf,
Der einst auf blut'ger Höh'
Zu deiner Seele Heil
Ertrug des Todes Weh.

Der Wunden große Zahl,
Die er geduldig trug,
Sie zeugen von dem Haß,
Die ihm die Bosheit schlug.

Sie zeugen von der Lieb'
Des Vaters, der die Schuld
Der Sünde getilgt dort
Durch des Heilands Schuld.

Such deinen Heiland auf
In dieser ernsten Zeit,
Erwäge deine Schuld,
Denk' an die Ewigkeit.

Schule und Krieg.

Eben ging durch die Blätter die Meldung, daß in Deutschland bereits über 6000 Lehrer im jetzigen Weltkrieg den Heldentod gefunden haben. Auch in Österreich beträgt ihre Zahl schon einige Tausend. Aber noch weit, weit höher ist die Zahl jener gefallenen Helden, die einst die Schüler dieser Lehrer waren oder doch aus der Volksschule einmal hervorgegangen sind und sich in der Volksschule ihre geistige Bildung, ihre Herzens- und Charakterbildung geholt oder gefestigt haben, die sie jetzt zu den Heldentaten und zum Heldentode befähigt, die das Vaterland in so schwerer Zeit von ihnen verlangt. Die Volksschule hat ihre größte Feuerprobe im Weltkriege zu bestehen. Sie hat sich in vielen Dingen glänzend bewährt, sie hat aber auch im Kriege die Mängel geoffenbart, die ihr anhaften. Wir wollen heute

nur auf eines wieder hinweisen, weil auch in den öffentlichen Debatten, die kürzlich hierüber im preußischen Landtage geführt, dieser Punkt gerade besonders hervorgehoben wurde, nachdem die Sozialdemokratie es auch im Kriege nicht unterlassen kann, dagegen anzukämpfen, es ist die Religion in der Schule.

Es war der protestantisch-konservative Abgeordnete Hermann, welcher der Volksschule in Deutschland alles Lob spendete, indem er sagte: „Der Krieg hat gezeigt, wie hoch unser Volk auf wirtschaftlichem Gebiete und im Kampfe auf den Schlachtfeldern steht. Wenn dieses Volk zu 91 Prozent aus der Volksschule hervorgegangen ist, so ergibt sich daraus, daß unsere Volksschulen gute Arbeit geleistet haben. Die Volksschullehrer haben sich auch auf dem Schlachtfelde bewährt . . . Der Krieg lehrt uns jetzt wieder erkennen, daß die Religion das Heiligtum unserer Volksschule sein muß. Wer unsere Volksschule (in Preußen und in den meisten deutschen Bundesstaaten ist die Volksschule eine religiös-konfessionelle d. h. für die einzelnen Glaubensgenossenschaften getrennte und ganz auf der religiös-sittlichen Erziehung fußende) zu einer weltlichen (d. h. interkonfessionellen Staatschule) machen würde, der würde ihr die Krone nehmen.“

Ein wahres Wort, das durch die Tatsachen bestätigt wird. Denn wer ist ein besserer Erzieher der Jugend, eine festere Stütze im Leben als die Religion? Was schärft mehr das Pflichtbewußtsein, was schützt mehr in Gefahren und Versuchungen, was stärkt mehr im Leiden und Er-

tragen, was tröstet mehr im Tode, den die Pflicht oder das Schicksal bringt, als die Religion? Darum gebührt einst auch die Krone unseres Sieges über unsere Feinde auch vor allem der Religion in der Schule und Familie.

Und es stünde besser um unsere Feinde und um die Sache des Friedens, wenn auch bei unseren Feinden die Religion das Heiligtum und die Krone ihrer Schulen sein würde. Leider ist dort meist der Unglaube oder religiöse Gleichgültigkeit der böse Geist ihrer Volksschule. Dieser böse Geist bläst immer von neuem den Hochmut und Haß der feindlichen Völker an und so verrennen sie sich immer tiefer auf dem Irrwege des Hasses, der Lüge und der Verblendung, sich und die Welt ins Unglück stürzend. Man braucht nur die Ausbrüche der Wut und des Hasses in den feindlichen Zeitungen und in den Reden in den feindlichen Parlamenten lesen und die Schandtaten des Hasses, die sie wider alles Völkerrecht oft an Wehrlosen oder Schuldlosen verüben, vernehmen, dann wird man die Abgründe höllischen Hasses erkennen, die eine gottlose Schule in den Herzen ganzer Völker und schon der Kinder aufgetan hat.

Demgegenüber darf man mit Genugtuung feststellen, daß derartiger Haß, wie er in England, Frankreich, Belgien, Italien usw. die breiten Volksschichten beseelt, bei uns fast unbekannt ist. Gewiß eine herrliche Frucht der christlichen Religion inmitten des erbittertsten Krieges. Dies bestätigen auch die Worte des deutschen Zentrumsgesandten Seb in preußischen Landtage, welcher sprach:

„Unsere Volksschule hat ohne Zweifel einen ganz erheblichen Anteil an dem

prachtvollen Geiste des Durchhaltens, der unser Volk beseelt, und es wird ihn bewahren, bis zu der Stunde, wo wir mit Hilfe Gottes am Ziel sein werden. Mit besonderer Genugtuung aber darf und muß vor aller Welt festgestellt werden, daß sich der deutsche nationale Schwung himmelweit unterscheidet von den wilden Ausbrüchen jenes überhitzten Nationalismus, der bereits in Kinderseelen den Völkerverhaß sät; für dergleichen ist sich die hochgebildete deutsche Lehrerschaft zu gut, dafür kennt der deutsche Lehrer und die deutsche Lehrerin zu gut das Maß sittlicher Verantwortlichkeit, von dem ihr Erziehungswerk mehr als je getragen ist. Freilich muß rückhaltslos betont werden, daß der humane Zug im deutsch-nationalen Bewußtsein nicht verwechselt werden darf mit sentimentaler Betrachtungsweise über das Wesen und die Tendenz des von ruchloser Seite uns aufgezwungenen Krieges. Alles, was an Flaumacherei erinnert, ist meinen Freunden in tiefster Seele zuwider und deshalb wollen wir, daß unsere Jugend in der Schule bereits lernt, wie es in der Welt zugeht; nicht sowohl, um daraus Haß und Unversöhnlichkeit zu schaffen, als vielmehr um kluge Voraussicht und ein gerütteltes Maß von gesundem völkischen Mißtrauen mit hinaus ins Leben zu nehmen. Auch an dieser Stelle sei das unschätzbare Verdienst nicht vergessen, das Geistlichkeit und Lehrerschaft sich während dieser schweren Zeit um Volk und Vaterland erworben haben. Wenn schon rühmend hervorgehoben werden muß, mit welcher treuen Sorgfalt sich unsere Geistlichen während des Krieges um die Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung im Volke bemüht haben, wie sie auf der Kanzel und in der Schule aufklärend gewirkt haben im Sinne der großen wirtschaftlichen Maßnahmen des Staates, wie sie so oft das schwere Amt übernommen haben, in den Familien Trost zu spenden, die den Heldentod eines teuren Angehörigen zu beweinen hatten, so darf auch nicht vergessen werden, wie die geistlichen Ortschulinspektoren nach Kräften bemüht waren, an der Hebung der großen Schwierigkeiten mitzuwirken, in die die Schule durch den Krieg geraten ist."

Der Krieg hat die Notwendigkeit der Schule aber zugleich auch die hohe Bedeutung der Religion in der Schule und für das ganze Volksleben neuerlich erwiesen. Durch den Religionsunterricht und die religiöse Erziehung in der Schule wird ein geistiges Band zwischen Volk und Priester geknüpft, das sich durch das wechselvolle Menschenleben erst recht festigen

soll, damit der Priester seines Amtes als Tröster, Freund und Berater des Volkes walten kann.

Das Menschenleben ist ein Kriegsdienst, auch dann, wenn äußerer Friede herrscht. Da soll die Schule zwar nicht zum Kriege, wohl aber für den Krieg erziehen, körperlich und geistig. Der Körper muß geschult werden zur Abwehr der Feinde des Vaterlandes, das Herz und die Seele müssen geschult werden für den geistigen Kampf wider die Feinde Gottes und des eigenen ewigen Heiles.

Aber nur wenn die Religion des Kreuzes die Grundlage dieser Erziehung für den Krieg bildet, wird die Schule nicht zu einer Schule des Völkerverhaßes, sondern der christlichen Versöhnlichkeit, die das Kreuz lehrt, werden.

Der Völkerverhaß ist die Wurzel der Völkerkriege. Wollen wir einen dauernden Frieden nach unserem Siege begründen, dann pflanzen wir die Religion Jesu Christi, wie die Kirche sie uns lehrt, noch tiefer in die Schule ein und sie wird zur festen, unerschütterlichen deutschen Friedenseiche werden.

Frühlingsblume.

Aus dem Schnee so lind
Lugt verschmizt und rein
Wie ein Himmelkind
Blumenglöcklein fein
Als die erste Blume,
Blüht zu Gottes Ruhme.

Läute Glöcklein bald
Uns ein einzig Mal,
Daß es wiederhallt:
Friede zieht ins Tal,
Sieg zu Ostreichs Ruhmel
Läute, Frühlingsblume.

Leidenschule.

Der große Krieg ist uns nicht nur ein Erwecker völkischen Hochgefühls, sondern auch ein strenger Prüfer der Volkskraft, mag diese sich nun in der Kriegstüchtigkeit der Kämpfenden oder der sittlichen Stärke der Zurückgebliebenen offenbaren. Mobilisiert sind wir alle. Und jeder zieht aus dieser begeisterten Höchstspannung aller Kräfte den Gewinn für seine Persönlichkeit, der ihn innerlich besser und stärker macht. Der Krieg ist ein Erzieher. Ganz besonders in den Augenblicken schmerzlicher Einwirkung. Diesem „Leidbringer“ Krieg nun wie überhaupt der fördernden Kraft alles Leidens hat der Bischof von Rottenburg, Dr. Paul Wilhelm von Keppler, eine warmherzige, aber auch lebensernste Betrachtung gewidmet, die er in seiner „Leidenschule“ der Öffentlichkeit zugänglich macht.

Ihm ist der Krieg ein Strafgericht für die, so ihn heraufbeschworen. Aber er ist auch ein Zuchtmeister für die, welche gegen ihren Willen hineinverwickelt wurden. Denn „sein Scheinwerfer hat grell hineingeleuchtet in viel hohles Scheinwesen, in gleisnerischen Bildungsschwindel, in eine Leichtfertigkeit und Frivolität, die ganz und gar undeutsch ist, eingeschleppt aus jenem Lande und jener Stadt, die man jetzt tief verachtet, nachdem man sie eben noch nachgeächelt hat. Der Krieg hat seine blutigen Fingerringe auf eine große schwärende Wunde am Volkskörper hingelegt; die kam davon her, daß man in weiten Kreisen die gute deutsche Art, die einfachen Sitten, die Gottestreue und Familientreue verlernte, das Gift einer ausgeschämten Kunst und Literatur in sich einsog und bösen Lastern sich ergab. Der Krieg hat den Unglauben, die gerühmte Diesseitskultur, die moderne Gefühlreligion ohne Gott und ohne Kirche vor sein Kriegsgericht geladen und standrechtlich abgeurteilt.“

Auffrischung und Vertiefung des Lebens tut oftmals not. In guten Tagen sinkt es oft herab zu einem seltsamen Gemisch von Fremdem, Außerlichem, Eitlem und nur wenig Eigenem und Innerem. Neues, tieferes Leben kann da oftmals nur durch Leiden bewirkt und vermittelt werden.

Wir wollen das Unfrige tun. Wir wollen vor allem die Leiden der Kriegszeit in Taten, in Opfer, in Liebe umsetzen.

Das unblutige Heldentum der in der Stille mutig und geduldig Leidenden ist der Menschheit so nötig und noch nötiger als das blutige, waffenklirrende Heldentum des Krieges. Sobald ein großes Leid über uns hereinbricht, werden wir zum Schauspiel für die Welt, für Engel und Menschen. (1 Kor. 4, 9).

Leiden schärft den Blick für Leiden, sollte ihn wenigstens schärfen. Seit ich selber leide, werde ich wieder aufmerkamer auf das, was andere leiden. Das übersieht man leicht in guten Tagen, oder man sieht mit allzugroßer Gelassenheit zu und findet es ganz selbstverständlich, daß andere sich fügen in herbes Geschick, ja man sieht herzlos mitleidig herab auf die, denen dies schwer fällt. Anders, wenn man selbst leidenswund ist.

Wie freudig wollen wir arbeiten an der schönen Aufgabe, die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat! Wie wollen wir alles tun, damit die Lehren des Krieges nicht wieder vergessen, nicht im Siegestaumel verjubelt werden, damit die Leidenskraft dem Volk erhalten bleibt, damit Gottesglaube, Gottesfurcht und Gottestreue, die im Kriege sich so herrlich bewährt haben, auch im Frieden die unantastbarsten Güter und Lebenskräfte des deutschen Volkes bleiben.

Der echte Sohn.

Ein Vater starb und hinterließ
Mit seinem Vatersegen
Dem Sohne, der verschollen war,
Als Erbgut sein Vermögen.

Nach Jahren meldeten sich Zwei
Als Erb' zu ihrem Rechte,
Zwei Söhne? — hatt' der Vater nie,
Welch' ist nun doch der echte?

Da sprach der Richter: „Tretet hin
Und schwört!“ — Sie schwuren beide:
„Bin dieses Vaters wahrer Sohn“ —
Mit feierlichem Eide.

Der Richter sann und sprach sodann:
„Von dem, der hingeschieden,
Bewahre ich als Talisman
Ein Bild; — es bringe Frieden!

Schießt beide auf des Bildes Herz,
Hier nehmt die zwei Pistolen;
Mit einem Blicke himmelwärts
Sprach er — Gott sei's befohlen.

Der erste schoß und traf ganz nah
Zur Mitte nach dem Herzen:
Als dies der zweite Schütze sah,
Sprach er in Seelenschmerzen:

„Halt ein! mein Richter, halte ein,
Ich schwör's bei Vaters Grabe,
Daß ich nicht will der Erbe sein,
Dem andern gib die Habe.“

Er war des Vaters echter Sohn,
Der Richter hat entschieden:
„Dies Erbe sei dein wahrer Lohn,
Nimm es — und zieh' in Frieden.“

Anton Liffa.

Aus der Mappe eines Missionärs.

Die göttliche Vorsehung.

(Schluß.)

8. Durch einen Baum das Strafgericht.

Die folgende Begebenheit ereignete sich in einem Orte diesseits der Leitha, den wir aber aus bekannten Gründen nicht näher bezeichnen wollen.

Zwei Holzarbeiter waren in einem Garten beschäftigt. Sie hatten gerade das Absägen oder Fällen eines schweren Baumes in Angriff genommen. Aber bald fühlten sie sich in ihrer Arbeit unliebsam gestört. Ein böses Geschick wollte nämlich, daß gerade damals ein Priester in der Kapelle der Nachbarschaft während einiger Abende Männervorträge hielt. Diese Vorträge paßten nicht in das Programm der Beiden; noch schlimmer wurde es, als sie sehen mußten, daß auch manche Männer am Garten vorbeigingen und sich zu den Vorträgen begaben. Keiner der Besucher hatte es für notwendig erachtet, die Männer der Säge um ihre unmaßgebliche Meinung über den Nutzen der Männervorträge zu fragen oder ihre Genehmigung zum Besuche der-

selben zu erbitten. Einer der beiden Holzarbeiter fühlte sein Herz besonders bedrückt, seine Gewissensruhe ganz gestört! Er mußte ja immer mehr Männer wahrnehmen, die zum religiösen Vortrag eilten. Dies brachte seine Gefühle zum Sieden. Er legt gehörig los gegen Pfaffen und Pfaffenknechte, gegen Geistesknobelung, Heuchelei der Kirchengelahrten und Niedertracht der Schwarzen. Nachdem er so seinem bedrückten Herzen Luft und Erleichterung verschafft hatte, wurde die Säge wieder in Bewegung gesetzt. Der Schnitt geht gut voran. Nach einer Minute wird der Baum fallen. Noch einige Züge mit der Säge und beide springen abseits. Der Schimpfer sieht seinen Freund gefährdet, er ruft ihm zu, sich weiter entfernt zu stellen. Dieser springt auswärts. Da kracht der Baum und fällt. Fallend dreht er sich, nimmt eine unvorhergesehene, nicht geahnte Richtung an und zerschmettert den Geisteshelden. Der Gewaltige, der Rächer unterdrückter Geistesfreiheit, lag zerschmettert da, des Lebens odem beraubt, seine Stimme war auf ewig verklungen, sein Mund verstummt. Ohne die heiligen Sakramente der Sterbenden empfangen zu können, mußte der arme Betrogene vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen, der einige Minuten nach der Lästerung das Los des Unglücklichen für die ganze Ewigkeit bestimmte. Die seelische Erschütterung des Überlebenden aber war so groß, daß dieser noch am selben Abende einen Beichtvater aufsuchte, um im hl. Sakramente der Buße Versöhnung mit seinem Schöpfer, Verzeihung seiner Sünden und wahren Seelenfrieden zu finden. Hofentlich ist der zeitliche Untergang des Ersten die ewige Rettung des Zweiten geworden.

9. Noch ist der Weltbrand nicht gelöscht, noch erdröhnen die Kanonen von dem Argonnenwalde bis hinauf nach Kurland, vom Bug bis zum Sonzo, und doch sind wir berechtigt, aus den Erfolgen in der Vergangenheit auf den endgültigen Sieg der Centralmächte über einen der Zahl nach drei- oder vierfach überlegenen Feind zu hoffen. Diesen Sieg verdanken wir dem Segen des Allerhöchsten, dem Herrn der Heerscharen, der unsere Truppen d. Heldennut einflößte, den obersten Führern Licht verlieh und ein Gottesgericht über unsere Feinde hielt, die ob ihrer Truppenmassen und der Lage ihrer Länder des Sieges im Voraus ganz sicher waren und wenn man nur menschlichen Berechnungen folgte, ihres Sieges sicher sein durften. Aber der Herr trat auf als furchtbarer Rächer des Mordes, der Goldsucht, Rachsucht, Ländergier und grauenhafter Ungerechtigkeit.

10. „Kommt ein Unglück über die Stadt, das nicht der Herr getan?“ spricht Gott durch den Propheten Amos. Und

bei Eccl. 11. lesen wir: „Glück und Unglück, Leben und Tod, Armut und Reichtum kommen von Gott.“ Auf geheimnisvolle Weise erreichen den Sünder oft schon hienieden die Strafen Gottes, wenn auch nicht immer so handgreiflich, wie in den obigen Beispielen. Während der Mensch der Bosheit seines Feindes Vermögensverluste, einer bösen Zunge, Einbuße an Ehre, einer Verführung oder falscher Behandlung seitens des Arztes den Tod zuschreibt, überfieht er die Hand des Allmächtigen, der sich dieser Mittel bediente, um seine Absichten zu erreichen. Der vernünftig denkende Christ wird nie der Warnung Gottes vergessen, die der Apostel Paulus also ausdrückt: „Angst und Trübsal wird über jede Seele kommen, die Böses tut.“ (Rom. 2. 9). Und in hl. Furcht Gottes wird er jede Sünde meiden. Kommt aber Unglück oder Leiden über ihn, obschon er immer bemüht war, Gottes hl. Willen zu erfüllen, so sei ihm das Wort desselben Apostels zum Troste und zur Aufrichtung gesprochen: „Denen, die Gott lieben, gereicht Alles zum Wohle.“ (Rom. 8. 28). Von diesem Standpunkte aus müssen wir auch als Christen die schrecklichen Übel und Leiden und Verluste beurteilen, die der Weltkrieg über die Völker gebracht hat; denn „Nichts geschieht von Ungefähr, Alles kommt vom Höchsten her.“ In allem tue der Mensch das Seinige mit Klugheit, Vorsicht, Fleiß, Beharrlichkeit, er tue Alles, weil Gott die Erfüllung unserer Berufs- und Standespflichten von uns verlangt. Dann aber werfe er alle seine Sorge auf den Herrn, mit der festen Überzeugung, daß Gott als himmlischer Vater seine getreuen und gehorsamen Kinder nie vergessen kann, noch weniger als zeitliche Eltern, die Abbilder des himmlischen Vaters, ihre in Not zu ihnen aufschreienden Kinder unerhört lassen können. Gott straft aus Notwendigkeit, weil er von den Sündern herausgefordert wird; aber seine Natur ist Liebe.

Steyr, Ober-Österreich.

Josef Conrath. S. J.

„Allergelangweiltester“.

Als Friedrich der Große einst auf einer Reise durch eine kleine märkische Stadt kam, wurde er vom Gemeinderate in feierlicher Weise empfangen. Der Gemeindevorsteher begann seine Rede mit folgenden Worten: „Allergrößter, allerbest, allergnädigster, allergütigster . . .“ Anscheinend sollten noch mehr Eigenschaften aufgeführt werden. Der König, der sich bereits mehrfach gegen alle byzantinischen Zusätze gewendet hatte, die noch mehr besagen wollten, als vorgeschrieben war, wurde ziemlich ungnädig und sagte in seiner kurzen Weise: „Und Allergelangweiltester.“

Christl.

Roman

von Freifrau Gabriele von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

Sie hatten sich bei Freunden am Rhein anlässlich eines Sommerbesuches kennen gelernt. Karl von Rothschmidt war ein Kind des Rheinlandes, leicht angelegt, ein Augenblicksmensch, der sich keine Sorgen um sein Fortkommen machte. Er hatte das schöne Mädchen umschwärmt und sich mit ihr verlobt. Hilde hatte dies der Mutter zuerst verheimlicht. Sie kannte die strengen Ansichten derselben. Durch einen Zufall erfuhr es Frau von Steinau; sie war sehr unzufrieden.

„Ich finde es unrecht von einem Manne, ein junges Mädchen an sich zu binden, wenn er noch lange keine Aussicht hat, es zu heiraten,“ sagte sie, „du hättest nicht darauf eingehen sollen.“

„Mutter, ich habe ihn lieb, bitte, willige ein.“

„Ich möchte es nicht, Hilde.“

Immer von neuem bettelte diese um die Erlaubnis.

Endlich gab die Mutter nach, und Rothschmidt durfte sich ihr vorstellen. Sie hatte eine lange, ernste Unterredung mit ihm. Er versprach alles und hielt — nichts. Das Assessorexamen ließ immer noch auf sich warten, obgleich er es längst hätte machen müssen.

Einige Male war das heimliche Brautpaar zusammengekommen, und die Briefe wurden in der ersten Zeit eifrig gewechselt. Was Hilde Ernst war, faßte er als Spiel auf. Es war zu reizend, die beiden Mädchenarme um seinen Nacken zu fühlen, den süßen Mund zu küssen, sich bewundert und geliebt zu wissen.

Eine unerbittliche Feindin hatte er an Christel, die ihn durchschaute und den Herrn Lustikus nicht leiden konnte. In ihrer offenen Art zeigte sie es ihm deutlich; zwischen ihnen bestand ein fortwährender Guerillakrieg, der sich in versteckten Spitzen äußerte. Natürlich stand Hilde auf Seiten Karls, deshalb kam es zwischen den Schwestern zu Reibereien und Mißverständnissen.

„Ich will noch ein wenig spazieren gehen, Mutter,“ sagte Hilde an jenem Maientage, an dem sie wieder einmal die Meinung der weltklugen Frau gehört hatte.

„Tue das, mein Kind,“ sagte Frau von Steinau freundlich, „ich muß ohnehin nach Hause. Die Brüder werden aus der Schule kommen, und ich muß vorher einen Einkauf machen.“

Hilde stand auf. Ihre Mutter faßte ihre Hand.

„Kind, Kind,“ sagte sie weich, „sieh doch ein, daß ich dein Bestes will. Fasse meine Worte richtig auf und denke darüber nach.“

Sie trennten sich.

Hilde suchte die einsamen Gänge des Tiergartens auf. Sie mußte allein sein, allein mit ihrem kämpfenden Herzen. Sie wollte es sich nicht eingestehen, daß der Glaube an den Geliebten wankte, daß ihr Zweifel kamen, die sie früher nicht gehabt.

Wie kurz und flüchtig waren seine Briefe geworden, die einst von feuriger Liebe gesprochen! Sollte Christel recht haben, wenn sie Rothschmidt den „Lustikus“ genannt hatte?

Um die Einsame grünte und duftete der Lenz in seiner Königspracht. Sollte sie allein ausgeschlossen sein? Öffnete sich doch jedes Menschenherz dem Licht, der Hoffnung

Sie kam an dem Goldfischeich vorbei. Wie müde sie war! — nicht körperlich, aber seelisch.

Ein stilles Leid macht uns so schlaff, so zerschlagen mit uns selbst.

Ein großer Herr kam mit einem etwa fünfjährigen, in Trauer gekleideten Mädchen auf den Teich zu. Er trug einen Crepeflor um den Arm; sein Gesicht hatte einen traurigen Ausdruck.

„Der Mann hat auch etwas Liebes verloren, der Tod entriß es ihm,“ dachte Hilde. „Das muß fast leichter ein, als wenn das Leben uns etwas nimmt, an dem die ganze Seele hängt.“

Im Vorbeigehen trafen sich ihre Augen. Was der Fremde in den traurigen Mädchenaugen? Fast schien es, als zögerte er.

Hilde war aufgestanden und an den Goldfischeich getreten. Sie befand sich jetzt gegenüber dem Kinde mit seinem Vater; dies erfuhr Hilde aus dem Geplauder der Kleinen. Diese war ein allerliebste, blondes Ding. Über das Trauerkleidchen fiel das reiche, blonde Haar, und die blauen Augen blickten neugierig dem Spiele der Fische zu.

„Pappi, solche lieben, kleinen Fische hatte Mamma auch,“ sagte das Kind.

Es zuckte schmerzlich im Gesichte des Mannes. Er ergriff die Hand seines Töchterchens und ging an Hilde vorüber. Den Kopf hielt er gesenkt wie unter einer großen Last. — — —

Frau von Steinau war inzwischen zu Hause angelangt und empfing jetzt ihre Jungen, die aus der Schule kamen. Franz hatte eine gute Note für seine lateinische Arbeit bekommen, Friß zögerte, sein Heft zu zeigen.

„Na, und du? Gib her,“ sagte die Mutter, die nichts Gutes ahnte.

„Wozu soll ich dich ärgern, Mutter? Es ist besser, ich zeige dir mein Heft nicht.“

„Gib es her, Junge!“

Wenn Muttschen in diesem Ton redete, hieß es gehorchen. Zögernd reichte Friß das Heft.

„Aber Junge, da steht wieder „Unangenehm!“ Schämst du dich denn nicht?“

„Ja, Mutter, die anderen haben gespickt. Ich tue so etwas nicht, du hast es uns verboten.“

Das frische Knabengesicht sah betrübt, aber freimütig aus.

Frau von Steinau sprach sehr ernst mit ihrem Sohne.

„Sieh mal, Friß, ihr habt keinen Vater mehr, der mir bei eurer Erziehung zur Seite steht,“ sagte sie, „du willst es mir doch nicht schwer machen? Kommst du nicht voran, so muß ich dich fortgeben in strengere Zucht. Dort wirst du erst fühlen, wie gut du es zu Hause hattest.“

Es zuckte in dem Gesichte des Gescholtenen. Wahrhaftig, zwei dicke Tränen rollten über Frißens Wangen. Er weinte, — ein Junge, der schon in der Tertia saß! Was würden die Kameraden dazu sagen? Die hatten Respekt vor seinen Bärenkräften. Keiner wagte sich an ihn heran. Er ging gesenkten Hauptes hinaus.

Später kam er zu seinem Muttschen und umarmte es.

„Muttschen,“ sagte er, „ich will versuchen, fleißiger zu werden.“

„Das hast du schon oft versprochen, Friß.“

„Aber dieses Mal halte ich mein Wort.“

„Ich will es hoffen, Junge. Sieh, ich möchte tüchtige und brave Männer erziehen. Ein Mann kann viel leisten. Pflichtgefühl, Wahrheit und Religion, das sind die Grundpfeiler, auf denen sich ein schönes, gesegnetes Leben aufbauen läßt. Ich möchte euch diese festen Stützen in den Lebenskampf mitgeben, dann werdet ihr euren Platz würdig ausfüllen.“

Der lang aufgeschossene Knabe schmiegte sich an die Mutter.

„Du bist unsere Liebste, Beste,“ sagte er innig.

Der kleine Franz kam von der anderen Seite. Auch er wollte das treue Mutterherz schlagen fühlen. Vier junge Arme umrankten die geliebte Gestalt.

„Ihr meine lieben, lieben Buben!“

Sie küßte sie und strich über ihre Blondköpfe.

— — — Hilde kam von ihrem Spaziergange heim.

Das Mittagessen vereinte die Familie. Christels Platz blieb leer. Seit diese fort war, ging es gar nicht mehr so lustig bei den gemeinsamen Mahlzeiten zu.

„Mutter, wann kommt Christel endlich?“ fragte Franz.

Sie bleibt noch in Holfkitten, meine lieben Kinder."

"Wir möchten auch hin," sagte Frik. "Dort ist es viel schöner als in Berlin."

"Ja, glaubt ihr denn, daß es mich nicht auch nach dem lieben Orte zieht, wo ich so glücklich mit eurem Vater war?"

Frau von Steinau sagte dies in sehnlichem Tone.

Das liebe alte Haus tauchte vor ihr auf. Christels lebensprühende Briefe weckten bei der Mutter das Verlangen, den Ort wiederzusehen, wo sie so glückliche Jahre verlebte, wo ihre Kinder geboren worden waren. Seit Adolf verheiratet war, hatte seine Mutter Holfkitten nicht mehr betreten. Alles, was sie von ihrer Schwiegertochter gesehen und gehört, widersprach dem eigenen Wesen der Frau, die neben dem Adel der Geburt den höheren der Seele trug. — — —

Hilde bekam eine Depesche: Rothschmidt kündigte für Mittwoch seinen Besuch an. Wie klopfte das Mädchenherz! Hilde, die sonst still und einsilbig war, ging leichten Schrittes durch die Zimmer und trällerte ein Liedchen. Sie kaufte Blumen und stellte sie in die Vasen, rührte eifrig eine Hummermayonnaise — das war Karls Lieblingsgericht — und sorgte für Münchener Bier, denn der Herr Referendar hatte kolossalen Durst.

"Der olle Quatschkopf kommt," sagte Frik zu Franz in dem Berliner Gassenjargon, den er liebte.

Hilde, die das gehört, verwies es ihm ärgerlich.

"Ach was," rief der Junge, "ich kann ihn nicht leiden! Er läßt dich doch sitzen!"

"Frik," sagte die Mutter streng, "geh auf dein Zimmer. So darfst du nicht sprechen; das ist ungezogen von dir."

"Die Christel ist ein vernünftiges Frauenzimmer, die hätte dem Lustikus längst den Laufpaß gegeben."

Mit diesen Worten verließ der Junge das Zimmer.

"Frik wird immer unerträglicher," klagte Hilde, fast in Tränen.

Durch das Gangen und Bangen in schwebender Pein war das arme Mädchen sehr nervös und leicht reizbar geworden.

So mit ganzer Seele zu lieben und dann nach und nach zweifeln zu müssen, ist schwer.

Gewöhnlich kam Rothschmidt um 5 Uhr nachmittags aus der Provinzialstadt, wo er als Referendar arbeitete, aber noch genug Zeit fand, ein äußerst flottes Leben zu führen. Lange schon war seine Verliebtheit zu einer immer größer werdenden Gleichgültigkeit geworden. In der Zeit seiner Verlobung hatte Hilde an Frik eingeblüht. Das sagte ihm sein

Freund Hermann, dem er sich anvertraute, und der in Berlin studierte, wo er Hilde zuweilen sah.

Als Rothschmidt am Mittwoch ankam, erwarteten ihn mehrere frühere Korpsbrüder, darunter auch der getreue Freund.

"Na, altes Haus, riechst du wieder einmal Berliner Luft?" bewillkommnete man ihn. "Komm gleich zur Kneipe, wir haben heute großen Kommerz und morgen Mensur, du mußt durchaus dabei sein."

Rothschmidt sträubte sich anfänglich, aber man überredete ihn. Er gab allzugern nach. So zog die fröhliche Bande ab.

"Wie steht's mit dem Examen?" fragte Hermann leise.

"Ich habe es um ein Semester aufgeschoben."

Der Freund lachte.

"Das dachte ich mir."

Währenddessen stand Hilde am Fenster und blickte auf die Straße. Es war eine Viertelstunde nach fünf Uhr. Eigentlich hätte er schon da sein können. Immer weiter rückte der Zeiger der Standuhr, immer bleicher wurde das Gesicht der Wartenden.

"Er kann mit dem späteren Zug kommen, Mutter."

Wie zaghaft das klang.

Aber der Abend verging, ohne den Ersehnten zu bringen. Die Hummermayonnaise verdarb.

"Kind, heute kommt Karl nicht mehr, es ist Zeit, zur Ruhe zu gehen," sagte Frau von Steinau endlich. Sie trennten sich.

Hilde hatte eine schlaflose Nacht. Sie weinte still in ihre Kissen.

Unterdessen saß der Herr Referendar seelenbergnügt im Kreise der Studenten. Die Geister des Bieres betäubten seine Selbstvorfürfe. Morgen wollte er aber bestimmt zu Hilde. Er würde sich schon rechtfertigen. Zugsverspätung oder sonst ein Grund, der sein Fernbleiben entschuldigte, würde sich schon finden.

Mit schwerem Kopf erwachte er am anderen Morgen; er hatte einen festen Rausch gehabt.

Hermann lachte über sein verkatertes Aussehen.

"So kannst du nicht zu deiner Herzliebsten gehen," sagte der Freund. "Komm mit zur Mensur und zum Frühschoppen."

Nur zu gerne wurde der Rat befolgt.

"Ist Karl schon hier gewesen?" fragte Frik beim Mittagessen seine Schwester.

"Nein, er ist noch nicht in Berlin," entgegnete diese.

"So? Na, ich habe ihn aber gesehen."

"Das ist nicht möglich!" rief Hilde.

"Doch! Er fuhr mit mehreren Studenten in einem Landauer an mir vorbei! Die haben eine feine Kiste irgendwo gehabt!

Und dich ist der Kerl geworden! Er sah recht verkatert aus!"

Hilde stand auf und ging in ihr Zimmer. Ihre Mutter folgte ihr.

"Liebes Kind," sagte sie und legte die treue Hand auf die Schulter der Tochter. Diese starrte vor sich hin in wortlosem Jammer.

"Mutter!"

Es klang wie ein todesbanger Aufschrei.

Frau von Steinau umfaßte die bebende Gestalt; sie streichelte das Haupt des Kindes.

"Ich glaube — ich glaube — du hast recht!" stieß Hilde hervor, "ich bin ihm gleichgültig geworden!"

Erst am Freitag kam Rothschmidt. Frau von Steinau begrüßte ihn allein. Vor ihr lag der Verlobungsring Hildens.

"Ich will ihn nicht sehen, Mutter," hatte das junge, getäuschte Mädchen gesagt, "bitte, sage ihm, daß ich ihn freigebe."

Nach schweren Kämpfen hatte sie sich zu dem Entschluß durchgerungen. Es muß sein.

"Guten Tag, Frau Schwiegermutter!"

Mit diesen Worten trat Herr Referendar Karl Rothschmidt auf Frau von Steinau zu und wollte ihr die Hand küssen.

"Bitte, lassen Sie das," wehrte sie streng.

"Was soll das heißen? Wo ist Hilde?"

"Die werden Sie nicht mehr sehen, Herr von Rothschmidt."

"Ich verstehe nicht! Was sagen Sie?"

Er trat einen Schritt zurück. Hatte er recht verstanden? Er hatte einen gehörigen Brummschädel nach der gestrigen Kneiperei, wo man ihm oft zugetrunken hatte.

"Das soll heißen, daß meine Tochter Ihnen Ihr Wort zurückgibt, und das Verhältnis gelöst ist."

"Aber warum, warum?" stotterte Rothschmidt.

Frau von Steinau erhob sich und stand in ihrer stattlichen Größe und Fülle dem Studenten gegenüber; ihre Augen blickten ihn zornig an.

"Sie fragen noch warum?" sagte sie, und es grollte in ihrer Stimme. "Ich will Ihnen einmal die Wahrheit sagen: Sie melden sich zum Mittwoch an und kommen erst heute."

"Ich hatte dringende Geschäfte, bin eben erst angekommen."

"Blunkern Sie doch nicht," sagte Frau Elisabeth streng, "mein Sohn Frik hat Sie Donnerstag früh gesehen. Sie führen in sehr flotter Gesellschaft an ihm vorbei."

"I, der abscheuliche Bengel!" dachte Rothschmidt.

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

(Vom 1. bis 15. April.)

1. Samstag. Hugo, Bischof († 1132). — Sonnenaufgang um 5 Uhr 10 Min., — Untergang um 6 Uhr 33 Min., Tageslänge 12 Stunden 53 Minuten.

2. **Vierter Fasten-Sonntag.** Evang. (Joh. 6, 1—15): Jesus speist mit 5 Gerstenbrot und 2 Fischen wunderbar 5000 Menschen. Nachdem alle gesättigt waren, wurden noch 12 Körbe übriggebliebener Stücke gesammelt. — Franz v. Paula, Ordensstifter († 1508). — Neumond um 5 Uhr 21 Min. abends.

3. Montag. Richard († 304); Maria v. Ägypten, Büsserin. — 4. Dienstag. Sidor, Erzbischof und Kirchenlehrer († 636), Plato, Abt († 813). — 5. Mittwoch. Vinzenz Ferreri, Prediger († 1419). — 6. Donnerstag. Julianna v. Lüttich, Nonne († 1358); Wilhelm, Abt († 1203); Sixtus I., Papst und Märtyr. († 127). — 7. Freitag. Hermann Josef, Prämonstratenser († 1236); Segesippus, Papst († 1140). — 8. Samstag. Notker, Mönch († 912); Walter Abt.

9. **Passions-Sonntag.** Evang. (Joh. 8, 46—59): Jesus fragt seine Feinde, wer aus ihnen ihn einer Sünde zeihen könnte, und erklärt: Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort und wer mein Wort bewahrt, wird den Tod nicht schauen in Ewigkeit. Als Jesus erklärte: Ehe Abraham war, bin ich, wollten die Juden ihn steinigen. — Maria Kleopha († 1. Jahrh.); Hugo, Erzbischof. († 730); Waldetrudis, Witwe († 686); Milada, Wittisin.

10. Montag. Mechtildis, Jungfr. († 1280); Makarius, Erzb. († 1012); Ezechiel, Prophet. — Sonnenaufgang um 5 Uhr 21 Min., — Untergang um 6 Uhr 43 Min., Tageslänge 13 Stunden 22 Min. — Erstes Viertel um 3 Uhr 36 Min. abends. — 11. Dienstag. Leo d. Gr., Papst († 461). — 12. Mittwoch. Julius, Papst († 352). — 13. Donnerstag. Hermenegild, König u. Märtyrer († 586). — 14. Freitag. (Sieben Schmerzen Mariä.) Tiburtius, Märtyr. († 229); Justin, Philosoph u. Märtyr. († 167); Lidwina, Jungfr. u. Märtyr. († 1433). — 15. Samstag. Anastasia, Märtyr. († 66); Basilissa († 53); Petrus Gonzales, Dominikaner († 1246).

Vierter Sonntag in der Faste, genannt Vätare.

Evangeliem des heil. Johannes 6, 1—15.
(2. April.)

In jener Zeit fuhr Jesus über das Meer von Galiläa, das ist von Tiberias. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, welche er an den Kranken tat. Da ging Jesus auf den Berg und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war aber das Osterfest der Juden nahe. Als nun Jesus die Augen aufhob und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm kam, sprach er zu Philippus: Woher werden wir Brot kaufen, daß diese zu essen haben? Das sagte er aber, um ihn zu prüfen; denn er selbst wußte wohl, was er tun würde. Philippus antwortete ihm: Brot für zweihundert Denare ist nicht hinreichend für

sie, daß jeder nur etwas wenig bekommen. Da sprach einer von seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus, zu ihm: Es ist ein Knabe hier, welcher fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat; allein was ist das auf so viele? Jesus aber sprach: Lasset die Leute sich niedersetzen! Es war aber viel Gras an dem Orte. Da ließen sich die Männer nieder, gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brote und nachdem er Dank gesagt hatte, teilte er sie unter die aus, welche sich niedergesetzt hatten; desgleichen auch von den Fischen, soviel sie wollten. Als sie aber satt geworden waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übriggebliebenen Stücke, damit sie nicht zu Grunde gehen! Sie sammelten also und füllten zwölf Körbe mit Stücken an, welche von den fünf Gerstenbrot den übriggeblieben waren, die gegessen hatten. Als nun diese Leute das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, welcher in die Welt kommen soll! Als aber Jesus erkannte, daß sie kommen würden, um ihn zum Könige zu machen, zog er sich wieder auf den Berg zurück, allein.

Erklärung.

Es sind nur wenige Wunder, welche uns der hl. Evangelist Johannes in seinem Evangelium berichtet, das später als die der drei übrigen Evangelisten geschrieben ist und mehr die Reden Jesu als seine Wunder enthält. Nur die ganz hervorragenden Wundertaten, welche uns die göttliche Allmacht Jesu Christi, des Sohnes Gottes, dartun, greift Johannes heraus, darunter auch das große Wunder der Brotvermehrung und Speisung von 5000 Mann, das uns die Kirche im heutigen Evangelium vor Augen führt.

Jesus hatte das Volk lange gelehrt und viele Kranke geheilt, die man auf seinen Weg gelegt hatte. Da wollte er sich ein wenig mit seinen Aposteln zurückziehen, um auszuruhen und auch dem Volke die nötige Ruhe und Zeit zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse zu gönnen. Und er fuhr deshalb über das Galiläische Meer, wie der See Genesareth wegen seines stürmischen Charakters genannt wird. Wie der Sämann, so bedarf auch der Acker und der Samen der Ruhe, um Frucht zu bringen. So auch der geistige Acker und Same, das Menschenherz und Wort Gottes, um fruchtbringend zu werden. Darum handeln jene nicht klug, die am selben Tage von einer Predigt und Lehre zur andern laufen, aber keine recht beherzigen und befolgen, sondern eine über der andern vergessen. Solche gehen mehr den schönen Worten des Predigers als dem Worte Gottes nach. Auch die große Menge, welche Jesus über den See, wahrscheinlich auf einem Umwege zu Fuß, nachfolgte, tat es weniger des Wortes Gottes wegen, sondern wie der Evangelist Johannes, der ein tiefer Menschenkenner war, ausdrücklich hervorhebt, „weil sie die

Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte“. Jesus ging mit seinen Jüngern auf den Berg, um sich der neugierigen Menge zu entziehen, aber auch, wie die Bemerkung des Evangelisten: „Es war aber das Osterfest der Juden sehr nahe,“ anzudeuten scheint, um das Volk nicht abzuhalten von der Erfüllung seiner religiösen Pflichten. Denn nach dem Gesetze waren die Männer des israelitischen Volkes verpflichtet, zum Osterfeste nach Jerusalem in den Tempel hinaufzuziehen, wie dies auch bereits der 12jährige Jesus getan hatte. Zur rechten Erkenntnis und Erfüllung der Pflichten, die das Gesetz Gottes auferlegt, die Menschen anzuleiten, war ja der Kern der Lehren Christi.

Aber das Volk ließ sich nicht abhalten und folgte Jesus auf den Berg nach und da Jesus seine Augen aufhob, sah er, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm gekommen sei. Jesus war gerührt von dieser Ausdauer und Anhänglichkeit des Volkes und er sprach, wie ein anderer Evangelist berichtet, „mich erbarmt des Volkes“. Und um seine Apostel auf die Probe zu stellen, fragte er Philippus, der wahrscheinlich in Geschäftssachen bewandert war u. den Einkauf für die Apostel machte: „Woher werden wir Brot kaufen, daß diese essen?“ Und Philippus antwortete so, wie menschliche Geschäftsklugheit zu tun pflegt: „Brot für zweihundert Denare (Zehner) ist nicht hinreichend für sie, daß jeder nur etwas wenig bekommen.“ Auch Andreas mischte sich in das Gespräch und sagte: „Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat, doch was ist das unter so viele.“ Doch Gottes Weisheit und Allmacht bedarf nicht des Rates der menschlichen Ohnmacht. Denn Jesus wußte wohl, was er tun wollte, ehe er fragte, und seine Frage diente nur, die Unzweifelhaftigkeit des folgenden Wunders festzustellen. Darum sprach Jesus jetzt: „Lasset die Leute sich setzen!“ Da setzten sich die Männer, etwa fünftausend an der Zahl. Welch erhebender Anblick muß das gewesen sein: 5000 Männer um Jesus geschart! Eine glänzende Widerlegung der Meinung so vieler Männer, die meinen, die Religion sei nur für die Frauen, oder das Christentum sei mehr für das weibliche als für das männliche Geschlecht. Und doch hat Christus überall den Männern auch in seinem Reiche den ihnen gebührenden Vorrang eingeräumt: Männer, Hirten und Könige berief er zunächst zu seiner Krippe, unter Männern verblieb er als 12jähriger Knabe im Tempel, Männer wählte er zu Aposteln und Jüngern, an Männern wirkte er seine meisten Wunder, bei Männern und waren es auch Sünder, wie Zachäus, kehrte er ein, Männer, zwei Schwächer, waren noch seine Leidensgenossen am Kreuze und Männer, Soldaten, seine Wächter am Grabe; Männer zumeist waren die Zeugen seiner Auferstehung und Himmelfahrt, Männer sollen die Träger seines Reiches auf Erden, Bischöfe und Priester, sein,

und trotzdem verhält ein Großteil der Männerwelt sich so zurückhaltend gegen Christus und seine Kirche.

Auch das heutige Evangelium gibt einen Beweis von der Achtung Jesu vor der Männerwelt, denn die Schrift berichtet: „Jesus aber nahm die Brote, und nachdem er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, die sich niedergesetzt hatten: Desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten.“ Jesus war es also selber, wie der Wortlaut der Schriftworte verrät, welcher persönlich den Männern Brot und Fische austeilte, wie er einst zum Beispiel in Demut den Aposteln die Füße gewaschen hat. Aber er wollte damit wohl auch andeuten, daß auch das geistige Brot, das durch die Speisung der 5000 Mann vor- gebildet werden sollte, vor allen für die Männerwelt bestimmt sei. Leider sehen wir heutzutage das Gegenteil des Vorganges beim Brotwunder. In der Mehrzahl fromme Frauen, welchen das Simmelsbrot am Tische des Herrn ausgeteilt wird, während die Männer nur spärlich vertreten sind. Aber auch in anderer Hinsicht gibt Jesus allen Menschen ein gutes Beispiel durch das Gebet des Dankes, das wir vor dem Genusse von Speise und Trank verrichten sollen. Jesus dankte, d. h. im Sprachgebrauch der Schrift, verrichtete das Dankgebetsgebet. Der Sohn Gottes, „durch den alles gemacht worden ist,“ dankte seinem Vater für das, wofür die Menschenkinder ihm danken sollten, aber so oft zu danken vergessen. Und so sehr war diese Dankagung Jesu zur Gewohnheit geworden, daß auch das himmlische Gastmahl der hl. Kommunion von den ersten Christen nach dieser üblichen und von Christus überkommenen Dankagung auf griechisch „Eucharistie“ genannt wurde.

Brot und Fische teilte Jesus aus, „so viel sie wollten“; erkennen wir daran die Güte Gottes, „der seine Hand aufstut und alle Lebewesen mit seinem Segen erfüllt.“ Ein Wunder selbst wirkte Jesus, um hungriige Menschen zu speisen, wo natürliche Speise nicht ausreichte, um den Menschen Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit einzufößen, die uns täglich das zum Leben Nötige durch tausend Wunder der Natur verleiht und auch in den Zeiten der Not jene nicht verläßt, die wahrhaftig auf Gott vertrauen und den Vater in seinem Namen bitten. Denn „was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben“, verheißet Jesus.

Nicht immer wirkt Gott Wunder, wie bei der Speisung der 5000, weil Gottes Weisheit nicht immer Wunder nötig hat, um uns wunderbar zu helfen. Sehen wir das nicht auch in der jetzigen Kriegsnot, wo unsere Feinde uns freventlich aushungern wollen? Erscheint es nicht wie eine wunderbare Brotvermehrung, daß wir trotz der strengsten Absperrung nach außen noch täglich gespeist werden?

Zwar erhalten wir nicht Brot und Fisch so viel wir wollen, aber doch so viel, als wir zur Fristung des Lebens unbedingt benötigen. Vielleicht stünde es noch besser um unsere Speisung, wenn Christus selber, d. h. christlicher Geist in allerwegen die Verteilung vornähme und nicht unchristlicher Wucher dem Werke Gottes entgegenwirken würde. Und fehlt es nicht oft auch an jener Dankagung für die Gaben Gottes, die uns Jesus beim Brotwunder lehrt, um uns gleichsam zu zeigen, wie auch wir ähnliche Wunder wirken könnten, wenn wir es verstünden, Gott recht zu danken und zu bitten. Das Gebet zieht Gottes Segen herab, der gleichsam zur Wunderkraft in unserer Hand wird, so daß wir auch von wenigerem und geringerem gesättigt werden. Wunder geschehen nur selten, denn Gott will, daß wir zunächst die natürlichen Mittel anwenden, und zu diesen gehört auch die Sparsamkeit, die uns derselbe Jesus lehrt, der mit 5 Gerstenbroten 5000 Mann gespeist hat und dann den Aposteln befahl, die übrig gebliebenen Stücklein zu sammeln, damit sie nicht verloren gehen.

Es war ein großartiges Wunder, das Jesus durch die Speisung der 5000 Mann wirkte. Seine Größe wird uns so recht klar, wenn wir im Evangelium lesen, daß von den übrig gebliebenen Stücklein, die auf Jesu Geheiß gesammelt wurden, 12 Körbe gefüllt wurden. Gott gibt reichlich, was er gibt, das sehen wir überall in der Natur, wie im Reiche der Gnade und auch das Brotwunder bestätigt dies, bei dem jeder nicht genau soviel erhielt, als er genießen konnte, sondern bei dem mehr übrig blieb als vorher vorhanden gewesen war. Wir begreifen es darum wohl, daß angesichts dieses Wunders, welches Jesus gewirkt hatte, die Augenzeugen ausriefen? „Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll!“

Auch wir sehen täglich die Wunderwerke Gottes an uns und der jetzige Krieg hat deren mehr als sonst gezeigt, und doch wie wenige sind es, die Gottes Güte und Allmacht anerkennen. Wir glauben, daß Jesus es heute nicht nötig hätte, wie damals zu fliehen, weil „er erkannte, daß das Volk kommen und ihn mit Gewalt nehmen würde, um ihn zum Könige zu machen“.

Jesus flieht nach diesem großen Wunder „abermals auf den Berg, er allein“; welch herrlicher Beweis seiner Demut, die nicht irdische Ehren und Auszeichnung für die Großtaten seiner göttlichen Liebe sucht, sondern dieselben flieht. Welch beschämendes Beispiel für so viele Menschen, die schon für die kleinste Gabe und Wohltat geehrt, genannt und gelobt sein wollen.

Christi Demut ward belohnt. Er verschmähte irdische Herrlichkeit und ward mit ewiger Herrlichkeit gekrönt. Er wollte kein König der Leiber, sondern ein König der Herzen sein, in denen er herrschen woll-

te durch jenes übernatürliche Brotwunder des hlsten Altars sakramentes, dessen schwaches Vorbild das irdische Brotwunder gewesen. Machen wir Jesum zum Könige unserer Herzen in der österlichen und öfteren heiligen Kommunion u. er wird nicht vor uns fliehen, sondern bereitwilligst zu uns kommen, so oft wir wollen.

Zeitgeschichten.

— **Thronfolger und Wachtmeister.** Aus Auffig wird folgendes mitgeteilt, das nun durch die Blätter die Kunde macht. Erzherzog Karl Franz Josef hat jüngst u. a. auch das Husarenregiment Nr. 5. an der Front besucht. Unter den Husaren fiel dem Thronfolger unser Landsmann, Wachtmeister Robert v. Raudnitzky auf, der Inhaber sämtlicher Tapferkeitsmedaillen ist. Der Erzherzog sagte zu ihm: „Sie sind, wie ich an Ihren Auszeichnungen sehe, ein braver u. tapferer junger Mann.“ Er erkundigte sich sodann, wo Wachtmeister R. jeder der Auszeichnungen sich erworben hatte, worauf der Wachtmeister noch hinzufügte, daß er inzwischen auch eine neuerliche Auszeichnung (Belobung des Armeoberkommandos) erhalten habe. Der Thronfolger bemerkte hierzu: „Das ist brav und tapfer und freut mich sehr. Sagen Sie mir, Ihre Heimat?“ — „Auffig an der Elbe,“ antwortete der Wachtmeister. „Ihre Eltern und Ihre Heimatstadt können stolz auf Sie sein,“ fügte der Thronfolger hinzu, klopfte dem tapferen Krieger auf die Schulter und beglückwünschte ihn nochmals. Auch die Generale der Suite des Thronfolgers, darunter Erzherzog Josef, schlossen sich mit ihren Glückwünschen an den Wachtmeister an.

— **Der Doppelgänger des Kaisers gestorben.** Im Alter von 82 Jahren ist unlängst der bekannte Jägermann Vater Josl in Spital gestorben. Der Verstorbene war mit unserem Kaiser auf vielen Jagden und zugleich auch Führer, als der Monarch nach Spital a. S. kam und den ersten Rackelhahn schoß. Vater Josl, wie er allseits bezeichnet wurde, hatte eine frappante Ähnlichkeit mit der erhabenen Person unseres geliebten Kaisers, die Größe, den schön gepflegten „Kaiserbart“ usw., und machte unter Vater Rackelky den italienischen Feldzug im Jahre 1859 mit, wofelbst er auch ausgezeichnet wurde.

— **In eine katholische Kirche umgewandelt.** Aus Warschau wird gemeldet: Bekanntlich wurde von den Russen auf dem Sasks-Platz eine große russisch-orthodoxe Kathedrale mit dem Kostenaufwande von vielen Millionen Rubel errichtet, welcher Bau seinerzeit in der polnischen Bevölkerung große Erregung hervorgerufen hatte. Nunmehr wurde diese Kathedrale in eine katholische Kirche umgewandelt und wurde die Konsekration des Domes durch den Erzbischof von Köln vorgenommen.

Die erste Handfeuerwaffe.

Die ersten vom Fußvolk benutzten Feuerrohre, welche den Übergang vom Geschütz zum Handgewehr bildeten, wurden von zwei Mann bedient. Es bildet sich an ihnen schon eine Schäftung, insofern als das Rohr an einer langen Stange befestigt war, woran der eine Mann dasselbe, auf eine Stützgabel gelegt, in der Richtung hielt, während der andere mit Hilfe der brennenden Lunte abfeuerte. Solche Schießgewehre kamen etwa zur Zeit auf, als Karl IV. von Böhmen-Luxemburg die deutsche Kaiserkrone trug, also vor etwa 550 Jahren und zwar zuerst in Italien.

Der treue Bursche.

Von der Treue des Offiziersburschen ist schon in diesem Kriege manch schönes

wundete sehr groß war, das vorhandene Bett aber zu klein für ihn war, so machte er ihm ein bequemes Lager auf ebener Erde zurecht. Der Verwundete aber war zu schwach, um ein Wort sprechen oder rufen zu können, wenn er Hilfe brauchte. So legte sich der Bursche dicht an die Füße seines Herrn und sagte: „Herr Leutnant, treten Sie, wenn Sie mich brauchen!“ Friedrich von Bodelschwingh erzählt: „Von Kindheit an war es mir immer eine Freude, wenn der Vater erzählte, daß Schneeberg ihm, da er ja nicht mehr sprechen konnte, nur immer die eine Bitte vorgetragen hätte: „Herr Leutnant, treten Sie.“ So hat denn der treue Mann in der Tat wochenlang zu den Füßen seines Herrn gelegen und ihn Tag und Nacht gepflegt; und unvergeßlich ist in alle Zeit sein Wort geblieben, das ich oft unseren pflegenden Diakonen und



Die erste Handfeuerwaffe.

Lied gesungen worden. Friedrich von Bodelschwingh, der Begründer der Arbeiterkolonien, erzählte einmal aus dem Leben seines Vaters, des preußischen Staatsministers Ernst v. Bodelschwingh, ein Stückchen aus den Befreiungskriegen, das diese Treue in schöner Weise kennzeichnet. Der Vater hatte als blutjunger Leutnant an den Befreiungskriegen teilgenommen, hatte sich bei Leipzig das Eiserne Kreuz 1. Klasse erworben und war wenige Tage später, am 23. Oktober 1813, bei Lauchstädt, als er wieder an der Spitze seiner Truppen kühn gegen den Feind vorangestürmt war, durch einen Schuß in die Brust schwer verletzt worden. Sein Bursche — Schneeberg war der Name dieses Treuen — trug den Schwerverletzten auf seinem Rücken aus dem Augeregen und brachte ihn in einem kleinen Torwärtersübchen unter. Da der Ver-

Diakonissinnen als Muster der Treue vorgehalten habe: „Herr Leutnant, treten Sie!“

Wahrhaft Ungläubige?

Wahrhaft Ungläubige gibt es nicht so viele, als glaubenslose Reden und Schriften so oft vortäuschen wollen.

Als der bekannte Freigeist Viktor Hugo in Frankreich starb, wurde der berühmte Schauspieler Suau eine Stunde nach dem Tode zugelassen, um den Verstorbenen zu sehen. Er war ganz entsetzt über die schrecklichen Gesichtszüge und die verdrehten Finger des Toten und sagte zum Kammerdiener: „Ach, wie schrecklich!“ Der Leckerer erwiderte: „Ja, im Augenblicke des Todes hat sich Viktor Hugo in Verzweiflung im Bette aufgeworfen und geschrien: „Ein Priester, ein Priester!“ —

Suau zog sich bewegt zurück und sagte zu seiner Tochter: „So schrecklich will ich nicht sterben. Sobald ich krank werde, holt mir sofort einen Geistlichen!“

Der Gottesleugner Voltaire verlangte verzweifelt nach einem Priester, aber seine Freunde Diderot und d'Alembert ließen keinen zu und Voltaire starb in Verzweiflung. Tronchin sagt, es sei nicht auszudenken, wie schrecklich sein Ende war.“

Der Ungläubige Toussaint erklärte auf seinem Totenbette, wo er sich bekehrte, daß er nie aus Überzeugung ungläubig gewesen sei. Der Zweifler Bolney hat auf einem Schiffe, als dieses bei einem Sturme in Gefahr war, den Rosenkranz mitgebetet. Als man ihn nachher zur Rede stellte, warum er gebetet habe, da er doch an nichts glaube, sagte er: „Auf dem Studierzimmer zu philosophieren ist etwas anderes als auf dem Schiff im Augenblicke des Todes.“

Die Gründe des Unglaubens sind meist Hochmut oder Verderbtheit des Herzens. Um zu glauben, muß man sich verdemütigen. Francois Coppee, der berühmte Gelehrte, schreibt nach seiner Bekehrung seinem ungläubigen Bruder: „Mein armer Bruder, man muß Gott um die Gnade des Glaubens bitten, man muß beten, um zu glauben.“

Verdorbenheit des Herzens ist eine weitere Ursache des Unglaubens. Freigeist und Lebemann geht so oft Hand in Hand. Der Akademiker Bouquet bekannte: „Ich bin ungläubig geworden, weil ich verdorben war; mein Herz hat mehr die Heilung nötig als mein Geist.“

Paul Bourget schreibt: „Überall, wo das Christentum lebendig ist, verbessern sich die Sitten; wo es abnimmt, nehmen auch die guten Sitten ab. Außer den katholischen Wahrheiten und den 10 Geboten gibt es kein soziales Heil.“ Oft ist auch die Unwissenheit die Ursache des Unglaubens. „Sie lästern, was sie nicht verstehen.“

Frühlingsgruß.

Der Lenz ist da,
Der Winter scheidet
Und froh das Aug'
Am Grün sich weidet,
Das neu verjüngt
Die Erde schmückt,
Da Frühlingslust
Das Herz entzückt.

Doch schöner noch
Wär Frühlingsgrüßen,
Wenn Freund und Feind
Nun Frieden schließen.
Dann schmückten wir
Das Siegesheer
Mit Frühlingsgrün
Zu Gottes Ehr.

Keine Heuchler.

Hier herrscht Familienähnlichkeit,
Man kann es nicht verreden,
Der Köpfelein breite Freundlichkeit
Berrät es einem jeden.

Sie können schmeicheln alle zwei
Um Gunst und gute Gaben,
Sie können kraken, eins zwei drei,
Sobald du's nur willst haben.

Doch ehrlich scheint mir ihre Art
Beim Kraken wie beim Schmeicheln —
Was ungeniert sich offenbart,
Hat nichts gemein mit Heucheln.

Rasch ist ihr Herzchen angeschürt,
Gleich einer guten Geigen,
Und wie man drauf den Bogen führt,
Wird sich das Liedlein zeigen.

Aug. Schiffmacher.

Kaiser Josef und die Bittstellerin.

In dem sogenannten Kontrologange in der Hofburg vor der Kabinettskanzlei des Kaisers versammelten sich die Audienzbewerber und Bittsteller. Hier spielten sich manche ergötzliche Szenen ab. Eines Tages nahte sich eine recht nett gekleidete Dame mit tiefer Verbeugung dem Monarchen und schien im Glanze der Majestät die Sprache verloren zu haben. Kaiser Josef betrachtete sie aufmerksam, erinnerte sich ihrer und redete sie zuerst an: „Ah, Madame, es tut mir leid. Sie wissen, der Kammerbeutel ist aufgehoben.“ — Die Witwe erwiderte: „Ach, Ew. Majestät, nach dem Verluste der 1000 Taler allergnädigster Zulage habe ich mit meiner erwachsenen Tochter nur noch 500 Gulden Pension, so daß wir ohne Equipage, ohne Bedienten, kurz im schmerzlichsten Mangel leben müssen. Meine Fürsprecherin wird Ew. Majestät strenge Gerechtigkeit sein.“ — Der Kaiser sagte hierauf: „Allerdings, Madame, ist die Gerechtigkeit die Ursache, daß Sie, so lange ich lebe, die 1000 Taler Zulage gewiß nicht wieder bekommen.“ — Die Witwe darauf: „Ich bin äußerst betroffen, Ew. Majestät. Wenn Sie meinen Stand, die Verdienste meines Mannes erwägen . . .“ — Josef: „Die Verdienste Ihres Mannes werfen ja eben noch jährlich Zinsen ab, und was den Stand betrifft, so denke ich immer, ich darf die Niedern nicht Hungers sterben lassen, damit die Höheren im Überfluß leben.“ — Die Witwe weinend: „Aber Ew. Majestät, was soll aus meiner vermögenslosen Tochter werden?“ — Josef: „Daß Sie bei der reichlichen Einnahme Ihres Mannes dem Mädchen nichts zurückgelegt haben, ist doch lediglich Ihre Schuld.“ — Witwe: „Und so ganz ohne Trost wollen mich Ew. Majestät entlassen?“ — Josef: „Sind 500 Gulden für Sie und Ihre Tochter zu wenig, ei, so lassen Sie das Mädchen dienen.“ — Die Witwe: „Dienen?“ —

Josef: „Warum nicht? Ich diene als Kaiser Ihnen und vielen anderen Leuten dazu, doch halten Sie es, wie Sie wollen: Ich kann nicht helfen, wie gesagt, ich kann nicht helfen.“ Mit diesem Bescheide entließ sie der Kaiser.

Ein Augustinus.

Tief in der Südsee auf den Marques-Inseln predigt ein eifriger Missionär das Evangelium. Wer nun aber diesen Gottesmann als Knaben gekannt hätte, der würde nie geglaubt haben, daß aus einem

weiß ich nicht, der Vater aber hat heiß gebetet und der lieben Muttergottes den Ungeratenen ans Herz gelegt. Es war an der Stelle, wo der hl. Bernhard jene denkwürdigen Worte dem Salbe Regina zugefügt hat: (O clemens, o pia, o dulcis Virgo Maria!) „O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria!“ Still und stumm sind beide nach Hause gefahren, der Vater ohne Vorwürfe, der Sohn ohne Reue. Aber unheimlich ist es diesem in der Seele doch geworden, bis er auf einmal in seinem Kämmerlein hat nieder-



Keine Heuchler.

solchen Tunichtgut ein Missionär werden könnte. Er hatte Talent, aber er vergrub es. Bei dem letzten Examen, bei welchem er durchfiel, hatte er Zorn und meinte, die Professoren seien schuld, daß er so oft durchfalle. Er schlug ihnen die Fenster ein. Was machen mit dem unglücklichen Kinde? Der Vater machte sich auf nach Speyer, nimmt den Sohn beim Arm und sagt: „Komm mit mir in den Dom vor den Muttergottes-Altar!“ Schweigend ging der Sohn mit und kniete neben dem Vater. Ob er gebetet hat,

knien, weinen und beten müssen. Reue und Vorsatz haben ihm keine Ruhe gelassen, bis er endlich hingegangen, zuerst ans Mutterherz, dann ans Vaterherz, um da Verzeihung zu erbitten, — und nun ist dieses ungeratene Kind ein Missionär und bringt in die fernen Länder das Evangelium des Friedens.

Eltern und Erzieher, die ihr vielleicht ein mißratenes Kind habt, verzagt also nicht. Wendet euch nur mit unbegrenztem Vertrauen an das mütterliche Herz Mariä.

Kriegschronik.

10. März. Bei Bille-aux-Bois, 20 Kilometer nordwestlich Reims, werden stark ausgebaute französische Stellungen in Breite von etwa 1400 Meter, Tiefe bis etwa 1 Kilometer, erstürmt, 12 Offiziere, 725 Mann gefangen. — Auf dem westlichen Maasufer werden die letzten von den Franzosen noch im Raben- u. Cumières-Walde behaupteten Nester ausgeräumt. Feindliche Gegenstöße scheitern. Östlich der Maas lebhaftere Artillerietätigkeit.

11. März. Westlich der Maas vergeb-

Ein Angriff im Priesterwald wird abgewiesen, drei Flugzeuge abgeschossen. Bei Zelahie wird ein Flugzeug abgeschossen.

13. März. Beginn großer Kämpfe an der Ssonzofront. Angriffe bei Plava, gegen Podgora, gegen den Brückenkopf Lucinico und bei San Martino werden abgeschlagen. — Nordöstlich Ipern bei Bieltje erfolgreiches Gefecht mit den Engländern. 5 Flugzeuge abgeschossen.

14. März. Angriffe gegen die Brückenschanze von Uszieszko werden abgewehrt. — Fortdauer der italienischen Offensive am Ssonzo; erbitterte Kämpfe bei Podgora und südwestlich San Martino. Der Fella-Abchnitt und der Col di Lana werden heftig beschossen. Erfolgreiche Bombenwürfe auf Triest. — Erfolgreiche Sprengung bei Neuchapelle. Lebhafter Geschützkampf bei Bille-aux-Bois. Links der Maas wird die Höhe „Toter Mann“ erobert. 1025 Gefangene. Gegenangriffe werden abgeschlagen. Rechts der Maas heftige Artilleriekämpfe. 4 Flugzeuge abgeschossen. Abbruch der Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Portugal.

15. März. In Ostgalizien erhöhte Artillerietätigkeit. An der Strypa werden bei Kozlow Vorstöße abgewiesen. — Nachlassen der Angriffstätigkeit am Ssonzo. Zwei Angriffe gegen Podgora und am Nordhang des Monte Michele werden abgewiesen. — In Flandern zunehmende Artillerietätigkeit, desgleichen bei Roya und Bille-aux-bois. Südlich Saint Souplet und westlich der Straße Somme By Souain werden Angriffe blutig abgewiesen. (152 Gef., 2 Masch.) Gegenangriffe gegen die Stellung „Toter Mann“ werden im Reime erstickt. Erfolgreicher Vorstoß und Zerstörung von Gräben südlich Nieder-Appach. Ein Flugzeug abgeschossen.

16. März. Beiderseits des Maroczsees Geschützkampf. An der Strypa erfolgreiche Vorpostengefechte. Westlich Tarnopol Eindringen in eine russische Vorstellung. (68 Gef., 1 Masch.) — Einstellung der Angriffe an der Ssonzofront. — Südlich Loos 6 erfolgreiche Sprengungen der Engländer. In der Champagne und zwischen Maas und Mosel heftige Geschützkämpfe, Gegenangriffe gegen „Toter Mann“ abgewiesen. — Untergang des Dampfers „Lubantia“. — Im Kaukasus finden erfolgreiche türkische Gegenangriffe am linken Flügel statt. —

17. März. Steigerung des Geschützkampfes beiderseits des Maroczsee. — Südwestlich des Doiransees erfolgreiches Patrouillengefecht. In der Nacht auf den 18. März Angriff eines deutschen Luftschiffes auf die Ententeslotte bei Caraburnu. — Angriffsversuch bei Selz abgewiesen. — Im Nordteil des Tolmeiner Brückenkopfes wird eine Stellung erobert. (494 Gef., 3 Masch.) Im Fellaabschnitt am Monte Piano und Col di Lana sowie bei Riva und in den Judicarien Geschützkampf. — Untergang des Dampfers „Balenbanj“. — Erfolgreiche Beschießung von Tefe Burnu durch einen Kreuzer.

18. März. Heftige Angriffe der Russen auf die Brückenschanze von Uszieszko und Sprengung eines Teiles derselben. Die italienischen Batterien an der Sdobhamündung werden von unseren Seesflugzeugen mit Bomben belegt. Beim Tolmeiner Brückenkopf dringen unsere Truppen über die Straße Selo Cigini und westlich St. Marie weiter vor, weisen auch Gegenangriffe ab. Am Südgrat des Mrzli Brch wird der Feind ebenfalls aus einer Stellung geworfen. Er flüchtet bei Gabriele. 283 werden gefangen. Artillerie-Feuer im Fella-Abchnitt an der Kärntner Front und am Karnischen Kamm, sowie an der Dolomitenfront und an der Westtiroler Front. — Görz wird wieder beschossen. Unser Spitalschiff „Elektra“ wird von einem italienischen Unterseeboote durch zwei Torpedos schwer beschädigt. Ein Matrose ist ertrunken, zwei Krankenschwestern vom „Roten Kreuz“ wurden schwer verwundet. Ein österr. Tauchboot bringt vor Durazzo einen französischen Zerstörer zum Sinken. Die Engländer verlieren bei Vermelles einige früher gewonnene Stellungen. Sie beschießen wieder die Stadt Lens. Links und rechts der Maas Kämpfe. Ein französischer Angriff gegen den „Toter Mann“ erstickt. Die Franzosen aus der Försterei Thiaville vertrieben. Deutsche Flieger greifen Bahnanlagen an, französische Mex. Im Elsaß vier feindliche Flugzeuge abgeschossen, die Mühlheim und Habsheim angegriffen hatten, wo es 7 Tote und 14 Verletzte gab.

An der Front Drnswiatisee—Postawp und beiderseits des Maroczsees heftige russische Angriffe abgewiesen. Große Verluste der Russen. Südlich des Wiesniewsees Artilleriekämpfe. Eines unserer Luftschiffe bombardiert bei Karaburnu, südlich Saloniki, die Vierverbandsflotte.

19. März. Erfolge bei Podgora, Plewna und am Tolmeiner Brückenkopf, Zahl der italienischen Gefangenen steigt auf 925. Eine Stellung am Kombon erobert, 145 Italiener gefangen, 2 Maschinengew. erbeutet. Am Mrzli Brch und am Arnital. Angriffe zusammengebrochen. Sonst Artilleriefeuer. — Die von den Russen gesprengte Brückenschanze von Uszieszko



Die kürzlich verstorbene Königin Elisabeth von Rumänien in Gesellschaft ihres Gemahles und des Königs Georg von Griechenland; beide auch schon tot.

liche, verlustreiche französische Angriffe; östlich des Flusses und in der Woëvre-Ebene Artilleriekämpfe. (Zahlen an Gefangenen und Beute seit Beginn der Ereignisse im Maasgebiet auf 430 Offiziere, 26.042 Mann, 189 Geschütze, darunter 41 schwere, 232 Maschinengewehre erhöht.) — Von der Ypernfront wird gemeldet, daß die Engländer bei Aden eine empfindliche Schlappe erlitten.

12. März. An der Südwestfront erhöhte Artillerietätigkeit. Bei Selz wird ein Angriff abgeschlagen. — Zwischen Maas und Mosel lebhafter Geschützkampf.

wird von den Unfern geräumt, sie schlagen sich tapfer durch, nachdem sie gegen achtfache Übermacht bis aufs äußerste standgehalten. Führer Oberst Plankh.

Die Russen an der litauischen Front wieder überall abgewiesen. Vergebliche Angriffe der Franzosen bei Douaumont und dem Dorfe Vaux. Der Feind verliert im Luftkampfe vier Flugzeuge, der Fliegerleutnant Bölke schießt dabei bereits sein 12. feindliches Flugzeug ab. Drei deutsche Torpedoboote jagen an der flandrischen Küste eine Division englischer Zerstörer in die Flucht. Deutsche Marineflugzeuge belegen die militärischen Anlagen in Dover, Deal und Ramsgate mit Bomben.

20. März. Kämpfe der Armee Pflanzers-Baltin. Die Italiener am Kombon und Mrzli Brch abgewiesen. Am Kombon bringt ein Vorstoß 81 Gefangene ein. Unsere Flieger bombardieren den Hafen von Balona. Westlich der Maas (bei Verdun) erstürmen Bayern und Württemberger die Waldstellungen bei Avocourt, 2532 Franzosen gefangen. Gegenstöße abgewiesen. An der litauischen Front wieder heftige russische Angriffe abgewiesen.

21. März. Abweisung der Russen an der Strypa und im Normingebiet. Derselben an der litauischen Front bei Riga, Friedrichstadt, Jakobstadt, Narocz- und Wisniew-See, Postawy. Über 1000 Russen gefangen. Sie erleiden große Verluste.

23. März. Erstürmung der Stellungen auf den Höhen von Soucourt bei Avocourt, 450 Gefangene. Neue Angriffe der Russen an der litauischen Front abgewiesen, neue Gefangene; wieder große russische Verluste.

Nachtrag.

Der Staatssekretär des deutschen Reichsmarineamtes Großadmiral von Tirpitz ist aus seinem Amte geschieden. Sein Nachfolger ist Admiral von Capelle. — Amerikanische Truppen sind mit Einverständnis des Präsidenten Carranza in Mexiko eingerückt, um den General Villa zu verfolgen, dessen Banden eine nordamerikanische Stadt geplündert haben. — China ist wieder zur Republik erklärt worden. — Auf den bulgarischen Ministerpräsidenten Radoslawow wurde dieser Tage ein Anschlag verübt. Zwei auf seinen Wagen gezielte Revolvergeschosse trafen ihn nicht. — Der Erzherzog Thronfolger Karl Franz Josef wurde zum Feldmarschalleutnant und Vizeadmiral ernannt und ist an die italienische Front abgegangen. — In Bulgarien ist die Einführung des Gregorianischen Kalenders beschlossen worden. — In der letzten Zeit sind wieder ziemlich viele feindliche Schiffe versenkt worden, oder solche, die nach England Rohstoffe bringen wollten. Ein

großer holländischer Dampfer, die „Lubantia“, ist auf eine Mine geraten und gesunken.

Zeitgeschichtchen.

— Ein trübes Zeitbild. Es ist bekannt, daß man in englischen Städten das traurige Bild von weiblichen Trunkenbolden erblicken konnte. Während des Krieges aber scheint dieses Laster beim weiblichen Geschlecht der unteren Stände Englands arg zugenommen zu haben. Die nie geahnten Löhne der Arbeiterbevölkerung und die nicht unbedeutende Entschädigung der Reservistenfrauen haben die weibliche Trunksucht sehr begünstigt. In den Industriezentren Englands zum Beispiel wurde festgestellt, daß während des letzten Jahres viel mehr Frauen wegen Trunkenheit abgestraft wurden, als in Normaljahren. In London wieder hatte sich dank der Vorkehrungen der Trinkkontrollkomitees eine zeitweilige Mäßigung im Trinken wahrnehmen lassen. Doch die weiblichen Trinker haben sehr bald ein Hintertürchen ausfindig gemacht, und der Nachmittagstrunk in den Trinkstuben hat sich an den häuslichen Herd der Frauen verpflanzt. Die Soldatenfrauen betrinken sich gewöhnlich am stärksten an jenen Tagen, an denen sie ihre Unterstützungbeiträge erhalten. Kürzlich machte man in der Vorstadt Fulham die Beobachtung, daß im Laufe einer Stunde nicht weniger als 107 Frauen von der Geldbehebungsstelle direkt ins Wirtshaus gingen. Die Arbeiterfrauen wieder drängten sich an Samstag- und Sonntag-Abenden in den Schänken. Bemerkenswert ist auch das Ergebnis einer Zählung, die an einem Sonntagabend in Paddington gemacht wurde. Unter den Besuchern von vier Lokalen sah man während einer Stunde 122 Soldaten und Matrosen, 1361 männliche Zivilisten und 1946 Frauen eintreten. In einem anderen Londoner Arbeiterdistrikt zählte man in drei Gasthäusern in einer Sonntagnacht 275 weibliche und 255 männliche Gäste.

— Lawinenstürze. Am 21. Feber gingen von der Mandelwand im Hochkönigsgebiete eine mächtige Lawine nieder, die viele Personen verschüttete. Die Ausgrabungen wurden trotz der großen Gefahr neuer Lawinen sofort vorgenommen und konnten am nächsten Tage 58 Leichen geborgen werden. Die abgestürzte Lawine hatte auch eine Unterkunftshütte mitgerissen. — Aus München wird ebenfalls ein Lawinenunglück gemeldet, daß sich auf dem Skiausflugsorte Birgitz-Köpfel ereignete und das zwei Menschenopfer gefordert hat.

— Ein fünfjähriger Brandleger. Am 17. Feber brach in Straß bei Gunskirchen in einem Anwesen Feuer aus, das dieses vernichtete und außer diesem noch 14 Wirtschaftsgebäude einäscherte. Das Feuer war durch Brandlegung entstanden. Am 5. Feber kam nach Straß die

ledige Marie Kaliboda zugewandert und trat beim Bauer Hölzberger zu Straß in Dienst. Wie die Genannte nach ihrer Aufnahme einbekannte, hatte sie für ein 5jähriges Kind, den kleinen Franzl, zu sorgen, den sie bisher in ihre Dienstplätze mitbrachte. Sie hat nun die Besitzer des Bauerngutes, Franz und Anna Hölzberger, den Buben zu sich nehmen zu dürfen, welcher Bitte die Bauerleute auch willfahrten. Und dieser Bub wurde das Unglück für das Dorf. Außerst unwillig und böshaft, mußte er wiederholt getadelt werden. Am Vormittag ruinierte der Bub mit einer Hacke einen Zwetschenbaum u. wurde deshalb zurecht gewiesen vom Bauer. Am Nachmittag nun nahm das Kind seiner Mutter eine Schachtel Streichhölzer weg, schlich dann auf den Heuboden und zündete dort an. Seine Mutter, Marie Kaliboda, war zur selben Zeit mit dem Bauer im Keller, als sie plötzlich bemerkte, daß der ganze Hof mit Rauch sich füllte. Der Bauer öffnete die Kellertür, als ihm auch schon dichter Qualm entgegen schlug, der Hausstockstand in Flammen. Marie Kaliboda blieb zurück und man fand sie später erstickt im Keller auf.

— Die alte Dame und der Diener. In einem Hotel in San Franzisko wohnte eine alte Dame in Pension von sehr unverträglichem Charakter. Ein junger Burische, namens Dumphy, hatte sie zu bedienen. Der junge Burische tat dies mit rührender Hingabe, ohne daß er von der Dame auch nur das geringste Trinkgeld erhielt. Selbst bei ihrer Abreise unterließ sie es, dem Gromm ein klingendes Andenken zu hinterlassen. Zwei Wochen nach ihrer Abreise starb die Dame und ihr Testamentvollstrecker benachrichtigte den jungen Dumphy, daß er eine Summe von 12.000 Kronen geerbt habe. Außerdem hatte die alte Dame bestimmt, daß, wenn der Diener diese 12.000 Kronen nützlich anwende, er weitere 240.000 Kronen erhalten solle. Der Burische, der von dieser Klausel nichts wußte, ließ seinen in dürftigen Verhältnissen lebenden Eltern ein kleines Haus bauen. Als Belohnung für seine Kindesliebe erhielt er kurze Zeit darauf die ihm testamentarisch vermachten 240.000 Kronen.

— Ein Fahnenflüchtler in Frauenkleidern. Aus Sarajewo wird gemeldet: Der 40jähr. M. Gatibovic hatte sich bei Kriegsausbruch aus Tesanj geflüchtet und war bei der späteren Musterung nicht erschienen. Vergebens wurde er bisher gesucht. Zufällig entdeckte nun die hiesige Polizei den lange Gesuchten. Der Mann hatte sich vor 18 Monaten zu seiner hier lebenden Schwester geflüchtet, Frauenkleider angeleat, sich die Haare lang wachsen lassen und schließlich zur größeren Sicherheit Dienst als Magd in einem spaniolischen Hause genommen, wo er auch verhaftet, in Männerkleider gesteckt und so der Assentkommission vorgeführt wurde, die den Mann auch für tauglich erklärte.

Missionen.

Hundert Jahre Missionsarbeit der Oblaten, O. M. J.

(Schluß.)

Wohl das steinigste unter allen Missionsgebieten, die der Genossenschaft anvertraut wurden, betraten die Oblaten gegen Ende des Feber 1896, als sie mit der Missionierung der Apostolischen Präfectur Nieder-Simbebasien in Deutsch-Südwestafrika begannen. Schon seit 1844 waren protestantische Prediger im Lande eifrig tätig gewesen, und die ersten katholischen Glaubensboten (Väter vom St. Geist), die im Jahre 1879 den südafrikanischen Boden betraten, mußten nach kurzer, segensreicher Tätigkeit, gezwungen durch evangelische Intoleranz, die Kolonie wieder verlassen. Fünfzehn Jahre später landeten die ersten Oblaten in Swakopmund. Die Eingeborenen waren entweder protestantisch oder standen zum größten Teil unter dem Einfluß der protestantischen Mission. Gleichwohl hätte man noch auf eine ertragreiche Ernte rechnen können, hätte nicht die Regierung sich zu dem Standpunkte bekannt, daß ein Nebeneinanderwirken der beiden Missionen auf alle Fälle vermieden werden müsse. Den katholischen Missionären verblieb so nur die Pastoration der weißen katholischen Zivil- und Militärbevölkerung; als eigentliches Missionsgebiet wurde ihnen der äußerste Nordosten (das Okawanpotal), ein unbekanntes Fieberland, zugewiesen. Schweren Herzens mußten sich die Glaubensboten bescheiden. So wollten sie wenigstens den Schwarzen am Okarapofluß die wahre Lehre bringen. An Opfermut ließen sie es fürwahr nicht fehlen. Vier äußerst kostspielige Expeditionen wurden in jenes Gebiet unternommen in den Jahren 1897 bis 1903, sie sind alle gescheitert an der Dürre des Klimas und an der Treulosigkeit der Eingeborenen; den Mut der Missionäre hat der Mißerfolg nicht gebrochen. Um das Maß des Leidens voll zu machen, brach dann der südwestafrikanische Aufstand aus, der die ganze Zukunft in düsteren Farben zeichnete. Die Laienbrüder taten Dienst in der Schutztruppe, die Patres weilten als Feldgeistliche bei den Kämpfenden, andere hielten mit Erfolg die katholischen Eingeborenen in Ruhe. Schwere Opfer mußten gebracht werden; ein Pater, der als treuer Hirte bei seiner Gemeinde ausharren wollte und ihr auf der Flucht vor den Aufständischen auch in die Wüste nachging, mußte, getroffen von der Kugel der blutgierigen Hottentotten, sein junges Leben aushauchen. — Doch hatte der Krieg auch ein freudiges Ereignis im Gefolge: im September 1905 erfolgte die langersehnte Aufhebung der Freiheitsbeschränkung; der katholische Missionär durfte nun auch im südlichen

Teile des Landes den Heidenseelen seine Sorge zuwenden. Wenn man bedenkt, daß Deutsch-Südwestafrika äußerst dünn besiedelt ist, und daß eine Entfernung von zehn und mehr Kilometern zwischen den einzelnen Wohnorten und Farmen sich dehnt, wird man begreifen, welche schwierige Apostelarbeit dort getan werden mußte, wird man es aber auch zu würdigen verstehen, wenn bis 1. Jänner 1914 neben der intensiven Seelsorge für die weißen Kolonisten und Militärpersonen, noch 1350 Heiden dem katholischen Glauben gewonnen werden konnten.

Die Arbeit im südlichen Teile der Präfectur genügte aber dem Seeleneifer der Missionäre nicht. Für die Okarampomission waren schon so große Opfer gebracht worden, zwei der ersten Glaubensboten waren als Opfer ihres Berufes gefallen, einen von ihnen hatte man in dem unchristlichen Lande selbst ein Grab schaufeln müssen. Trotzdem sollte auch dort das Kreuz aufgepflanzt werden, und deshalb begann man die Ausrüstung einer neuen Expedition. — „Für einen mit den Verhältnissen nicht Vertrauten ist es rein unmöglich, sich in die Schwierigkeiten einer solchen Reise auch nur einigermaßen hineinzuendenken,“ schreibt der Apostol. Präfect. „Eine Fahrt in dem mit 16 bis 22 Ochsen bespannten Ochsenwagen über Berg und Tal, auf steinübersättem Gebirgsboden oder im halben Meter tiefen Sand, hat wohl seine Annehmlichkeiten, aber auch seine düsteren Schattenseiten. Auch das Kämpfen im Freien, das gewöhnlich in den schönsten Tönen besungen wird, ist zur Winterszeit, wenn das Thermometer Nachts auf 5, ja 9 Grad unter Null herabsinkt, wahrhaftig kein Vergnügen. Der Norden hat seine besonderen Reiseverhältnisse. Dort heißt es entweder ertrinken oder verdursten. Ertrinken — während der Regenmonate November bis April, wo die Tropenregen ganze Landstriche in einen großen See verwandeln. Verdursten — während der übrigen Zeit des Jahres, nachdem das Regenwasser teils von der afrikanischen Sonne aufgezogen, teils im tiefen Sande spurlos verschwunden ist. Gäbe es nicht in Entfernungen von 20—30 Kilometer immer, wenn auch recht spärlich fließende Quellen, so wäre das Reisen während der Trockenheit überhaupt nicht möglich. Nun ist der Weg von Grootfontein zum Okawango zum Unglück durch eine sogenannte „Durststrecke“ gekennzeichnet, eine 120 Kilometer lange Strecke ohne jegliches Wasser, die etwa 120 Kilometer hinter Grootfontein beginnt. Dazu kommt, daß 32 Dünen, etwa 50 Meter hohe, langsam ansteigende Hügel mit tiefem Sande, zwischen denen jedesmal ein 1000 Meter breites Tal liegt, so ziemlich die ganze Strecke ausfüllen und dadurch die Beschwernisse des Weges ungeheuer steigern. Alle, die jemals eine solche Reise mit dem

Ochsenwagen gemacht haben, berichten übereinstimmend, daß dieselbe ein Wagnis ist und leicht, sehr leicht ein jammervolles Ende finden kann.“ Noch dreimal versuchten die Oblaten die endgültige Besitzergreifung des Nordens für die Kirche Gottes und dreimal mußten sie wieder der Hinterlist der Eingeborenen und dem Ungeheim des Klimas weichen. Fünf schlichte Gräber geben Kunde vom heldenmütigen Opfersinn treuer Arbeiter im Dienste der Okawangomission. Erst die 4. Expedition (also die 8. seit Bestehen der Mission) war von Erfolg gekrönt: am 25. Dezember 1910 war auch für die Heiden am Okawangoflusse die lange Adventszeit beendet und das erste Weihnachtstfest angebrochen. — Im Norden wie im Süden der Präfectur schritt nun das Missionswerk rüstig voran bis 1914 auch diese deutsche Kolonie Englands Sabgier herausforderte. Groß ist der materielle Schaden, den die so oft schwer heimgesuchte Mission zu tragen hat infolge des Kriegsturmes; die Missionäre durften, mit wenigen Ausnahmen — ein Laienbruder fand den Heldentod im Kampf gegen die Eindringlinge — wieder in ihrem Wirkungskreise stehen. Möge das Kriegsende die umfangreiche Missionsarbeit wieder aufleben lassen mit ihrem neuzeitlich ausgebauten Schulbetrieb und ihrer vorbildlichen Tätigkeit in Erziehungsheimen, mit der Krankenfürsorge und Fortführung des regen Vereinslebens, mit der eingehenden Seelsorge und dem ganzen Opfermut vergangener Tage.

Im Vorstehenden ist in kurzen Zügen das Missionswerk der Oblaten gezeichnet; wir mußten uns mit Andeutungen begnügen. Eingehende Orientierung wird Missionsfreunden in der empfehlenswerten Monatschrift „Maria Immaculata“ (Redaktion: Hüfnfeld b. Fulda, Bonifatiuskloster) geboten; jedes Heft bringt geistvolle Beiträge aus der inneren und äußeren Mission; sie ist zugleich Organ des „Marianischen Missionsvereines“, der über 65.000 Mitglieder zählt und trotz des geringen Beitrages der einzelnen Mitglieder dem Missionswerke schon unschätzbare Dienste geleistet hat.

Erziehungswesen.

Fragende Kinder.

(Schluß.)

Bei Fragen nach Dingen, die das Kind unmöglich begreifen, du selbst, liebe Mutter, vielleicht nicht einmal erklären kannst, scheue dich nicht, dem Kinde einfach zu sagen: „Ich weiß das nicht!“ oder: „Du wirst das später kennen lernen, wenn du größer bist!“ Wie möchten wir auch den Gedankenkreis unseres Kindes schon mit all dem Traurigen und Unvermeidlichen und Schweren belasten, welches das Leben mit sich bringt? Das Wissen von un-

heill
wir
noch
Din
zum
Trit
was
Mut
ihn
im
sein
in d
zu
zu l
lieb
Pfl
mat
Sch
sen.
des
gele
bear
dig
des
mü
sein
ten,
ber
C
ton
stre
die
nich
ode
fen
heli
Wit
te
Kir
ode
nu
gier
sem
den
an
sich
mö
der
fan
gro
gef
der
ma
G
her
G
der
mi
bei
Lu

heilbaren Krankheiten und Tod halten wir ihm gerne noch fern, weil es ja doch noch nicht begreifen kann, wie auch diese Dinge in Gottes Hand dem Menschen zum Heil und zur Erlösung werden! Tritt dennoch etwas an das Kind heran, was ihm dahin zielende Fragen in den Mund legt, dann bemühen wir uns, in ihm den Glauben an den gütigen Vater im Himmel, der alle Wesen liebend in seine Arme schließt, eine Vorstellung, die in dem Kinde leicht eine lebendige wird, zu stärken und zu festigen. Das Kind zu lehren, Gott als Vater aller Menschen lieben zu lernen, ist der Eltern erste Pflicht! Religiöse Fragen, die das Dogmatische berühren, sollten sie aber der Schule, dem geistlichen Lehrer überlassen. Fragen über das Leben und Leiden des Heilandes dagegen, worüber ein gut geleitetes Kind nicht genug hören kann, beantwortet, liebe Eltern, gern und freudig und bringt ihn dem Herzen des Kindes so nahe als möglich, indem ihr nicht müde werdet, alle herrlichen Züge aus seinem Leben ihnen mit schlichten Worten, so wie die Heilige Schrift es tut, zu berichten.

Eines noch ist es, was ich besonders betonen möchte: bleibt beim Antworten streng bei der Wahrheit, und wo man diese aus dem einen oder anderen Grunde nicht sagen kann, verweigert die Antwort; oder noch besser, lenkt des Kindes Gedanken auf ein anderes Thema, auf ihm naheliegende Dinge, an denen es seinen Wissensdurst befriedigen kann. Man sollte sich aber hüten, in solchem Fall das Kind ob seiner törichten Frage zu tadeln oder gar zu schelten; es würde dadurch nur mißtrauisch werden und seine Neugier, jene Art von Wissensdrang, die diesem ähnlich sieht wie ein Zwillingenbruder dem anderen, würde es dazu führen, sich an andere zu wenden, die, minder vorsichtig, dem Kind zum Schaden antworten möchten. Das Vertrauen zu den Eltern, der unbedingte Glaube an ihr Wort, kann durch eine unbedachte Rüge untergraben werden. „Mutter, Vater, hat es gesagt!“ Das muß beim Kinde felsenfest der Urgrund seines Glaubens sein; einmal getäuscht, einmal überführt, daß die Eltern es belogen haben, würde dieses herrliche Vertrauen, auf dem allein die Eltern die Erziehung aufbauen können, dem Kinde für immer verloren sein, und mit ihm würden die Eltern die ihnen unbedingt zur Erziehungsaufgabe nötige Autorität verlieren.

Gesundheitspflege

Schnelles Zugreifen bei Unfällen.

Über dieses Kapitel brachte „Die Welt“ in Berlin einen beachtenswerten Artikel, den wir hier wiedergeben.

Man unterscheidet bei Unfällen äußere und innere Verletzungen, wobei die erste-

ren oft durch starken Bluterguß einen bedrückenden Eindruck hervorrufen, die letzteren aber gefährlicher sind. Die einfachsten Arten, meist harmloser Natur, sind Stoßverletzungen, blaue Flecke, durch einen inneren Bluterguß hervorgerufen, und Schwellungen. Man kühl mit kaltem Wasser, sogenannte Brüchen kann man durch sanftes Ausstreichen mildern. Erstes Gebot ist: peinlichste Sauberkeit. Man berühre den Patienten nie mit unreinen Händen, die Verbandsmittel seien stets aufs reinlichste gehalten. Ist die Verletzung durch einen beschmutzten Gegenstand zugefügt, so muß zunächst der Schmutz aus der Wunde gründlich entfernt werden, ehe man verbindet. Ein wenig Karbol dem Wasser zugesetzt, macht dasselbe antiseptisch; reine, schaumig gerührte Seife ist das beste Säuberungsmittel.

Bei Schnitt- oder Rißwunden gilt es darauf zu achten, ob das Blut spritzt oder fließt. Spritzt es in hellroter Färbung, so ist eine Schlagader getroffen und der Gefahr des Verblutens muß sofort vorgebeugt werden. In diesem Falle soll die Wunde nicht gespült, nur das Blut gestillt werden. Man bindet zu diesem Zweck das verletzte Glied recht fest ab, läßt aber die Verschmürung höchstens drei bis vier Stunden dauern. Ist die Verwundung an der Hand oder am Unterarm, genügt es, die Hand hochzuhalten und den Arm zu beugen. Ein anderes Mittel ist festes Zusammendrücken der Wundränder. Nach starkem Blutverlust bette man den Kranken so, daß der Kopf tief liegt, damit dem Gehirn genügend Blut zufließen kann. Zur Stärkung flöße man teelöffelweise Milch, Wein oder Cognak ein.

Bei Brandwunden gilt es die Wunde luftdicht abzuschließen. Verbandmull oder Jodoformgaze wird lose aufgelegt und mit Binden locker umwunden. Sehr wohlthuend ist die Bardeleben'sche Brandbinde. Bei sehr ausgedehnten Verbrennungen lindert ein laues Dauerbad von 27 bis 28 Grad C. den Schmerz. Sind mehr als zwei Drittel der äußeren Haut verbrannt, so verläuft der Unfall meist tödlich.

Äußere Vergiftungen müssen ausgedrückt oder ausgesaugt werden; bei inneren Vergiftungen sind Brechmittel angebracht (laues Seifenwasser trinken, Finger tief in den Schlund stecken usw.) Bei Morphium- oder Opiumvergiftungen Sorge man für frische Luft und Bewegung, lasse den Erkrankten keinesfalls schlafen. Bei Blutvergiftungen durch Insektenstiche pinselt man Tod auf die Schwellung. Vergiftungen durch verdorbene Nahrungsmittel endlich seien stets der Behandlung des Arztes überlassen. Seine Diagnose erst stelle die Ursache fest, danach richten sich dann die Heilmittel.

Am schwierigsten zu behandeln, weil am schmerzhaftesten und gefährlichsten, sind Verstauchungen, Verrenkungen und Knochenbrüche. Man entferne zunächst alle hemmenden Kleidungsstücke und stütze das verletzte Glied so, daß es fest liegen bleibt. Pappe, ein Brett, ein unwickelter Stock, was man gerade zur Hand hat, dient als Stützpunkt, Taschentücher oder Hosenträger als Binden. Handelt es sich um den Arm, so wird er am Körper festgebunden oder in eine lose Schlinge gelegt. Kalte Umschläge oder eine Eisblase lindern den Schmerz.

Professor von Eszmarck in Deutschland und Billroth in Oesterreich haben sich um die Verbreitung der Kenntnis der ersten Hilfe außerordentlich verdient gemacht. In fast allen Städten gibt es jetzt sogenannte Samariterkurse, von gemeinnützigen Vereinen sogar unentgeltlich veranstaltet, bei denen in sachlicher, doch verständlicher Weise für Laien die nötigen Handgriffe demonstriert werden. Da jeder einmal in die Lage kommen kann, zur Hilfeleistung beispringen zu müssen, ist Kenntnis der einfachsten Grundregeln nicht nur wünschenswert, sondern Menschenpflicht.

Frida Spandow.

Gemeinnütziges.

Behandlung der Petroleumlampe. Damit die Petroleumlampe gute Dienste leistet, beachte man folgendes: Man fülle u. reinige sie gleich am Morgen und füge etwas Salz bei, das zur Reinigung des Inhaltes beiträgt. Dann reibe man den verkohlten Docht mit dickem, dazu bestimmtem Kork ab, puße Brenner und sämtliche Teile gründlich sauber, entferne den dunklen Rand des Brenners mit etwas Salmiak und reinige den ganzen Lampenfuß samt Ölbehälter mit Seidenpapier oder Leinentuch, das man mit etwas trockener Kreide bestäubt, um das Öl besser aufzusaugen. Zylinder und Glocke wasche man am besten mit lauem Seifenwasser und lasse sie vor dem Auflegen auf dickem Leintuch abtrocknen. Bei dieser einfachen, regelmäßig ausgeführten Behandlung wird die Petroleumlampe immer helles, strahlendes Licht spenden.

Porzellan Kitt. Ein Stück gebrannten, aber ungelöschten Kalk setzt man feuchter Luft aus, aber so, daß er nicht von Nässe betroffen wird. Er verwandelt hier zu einem feinen Pulver und ist in dieser Form sehr gut zu einem haltbaren Kitt zu verwenden. In einer verschlossenen Krufe bewahrt man ihn bis zum Gebrauch auf. Für diesen Fall nimmt man ein großes Stück weißen Käse oder Quark, daß eine zähe, nicht wässrige Salbe entsteht. Mit dieser werden die Bruchstellen bestrichen, letztere dann zusammengedrückt und zum Trocknen aufgestellt.

Um Brutnester von Ungeziefer rein zu halten, gebe man unter dieselben einige Hände voll Ruß.

Für den Landwirt.

Kultur-Anweisung für den Mohnbau.

Zum Mohnbau eignen sich alle in gutem Kulturzustande befindlichen Böden, vor allem Lehm-, lehmige Sand-, sandige Lehm-, humusreiche Sandböden, fruchtbare Kalkböden, auch gut bearbeitete Neurisse. Ungeeignet sind sehr schwere, strenge und nasse Böden.

Am besten gedeiht Mohn nach Vorfrüchten, die den Boden in alter Kraft lassen, mithin nach gedüngten Hackfrüchten (Kartoffeln, Rüben usw.), oder nach Brache. Einem jeden Landwirte muß die Beurteilung überlassen bleiben, ob das zum Mohnbau bestimmte Feld auch den obangeführten Bedingungen wenigstens teilweise entspricht. Wo die Kunstdüngerbeschaffung, u. zw. sowohl Phosphorsäure und Kali, durchführbar ist, möge entsprechend dem Vorrat an Kunstdünger, auch das Mohnfeld vor dem Anbau bedacht werden. Mohn verlangt einen gut gelockerten, mürben und schollenfreien Boden. Dies zu erreichen liegt in der Hand eines jeden Landwirtes, wenn er die Bodenbearbeitung rechtzeitig und dem Wetter entsprechend veranlaßt.

Der Anbau soll Mitte März bis längstens Mitte April vorgenommen werden. Als besonders vorteilhaft wegen Verringerung der späteren Säearbeiten und wegen Saatgutersparnis erweist sich die Drillfaat, für welche die üblichen Getreidesämaschinen, die auf die gewünschte Reihenentfernung von 30 bis 40 Zentimeter in trockenen Lagen, bezw. 40 bis 50 Zentimeter in niederschlagsreicheren Lagen umgestellt werden, zu verwenden sind. Die Aussaatmenge bei Drillfaat beträgt 3 bis 5 Kilo pro 1 Hektar. Wenn keine Sämaschine vorhanden ist, kann eine derartige Reihenfaat durch Aussaat mit der Hand in vormarkierten Reihen (Rillen) geschehen.

Bei Anwendung von Breitfaat, wobei die Aussaatmenge 6 bis 8 Kilo beträgt, empfiehlt sich die Aussaat des Samens im Gemenge mit Sand, Erde oder Asche zur möglichst gleichmäßigen Verteilung in zwei Teilportionen kreuz und quer über das Feld und nachfolgender flacher Unterbringung des Samens mit der Egge wie Schleife.

Wenn der Mohn aufgelaufen ist, werden die Zwischenräume zur Vertilgung des Unkrautes das erste Mal leicht behackt, im Kleinbetriebe mit der Handhabe oder dem Planet, im Großbetriebe mit der Pferdehacke. Hat der Mohn das dritte Blatt getrieben, wird ein zweites Mal gehackt und gleichzeitig in den Reihen vereinzelt, indem die Mohnpflanzen durch Ausziehen auf eine Entfernung von 8 bis 15 Zentimeter gestellt werden. Wenn der Mohn spannhoch ist, werden die Reihen häufelt und dieses Behäufeln späterhin wiederholt, solange noch der rasch heran-

wachsende Mohn das Betreten des Feldes gestattet. Bei Breitfaat wird nebst Hack- und Säearbeiten ein Verziehen der Pflanzen im Verband von 25 bis 30 Zentimeter vorgenommen, späterhin wird ebenfalls behäufelt.

Das Reifestadium beim Mohn tritt ein, wenn die Stengel dürr, die Kapselwände hart und trocken werden und die Samen in den Kapseln rasseln. Die Erntearbeiten sind verschieden, je nachdem man es mit Schließmohn zu tun hat, bei dem die Samen in den reifen Kapseln eingeschlossen bleiben, oder mit Schüttmohn, bei dem bei der Reife an den Kapselwänden Löcher aufspringen. Beim Schließmohn werden im Kleinbetriebe die Köpfe abgeschnitten, im Großbetriebe die Pflanzen gemäht u. in kleinen Garben nachtrocknen gelassen. Die Gewinnung des Samens geschieht im Kleinbetriebe durch Ausschneiden und Ausschütten der Kapseln, im Großbetriebe durch Ausdreschen, indem die Pflanzen mit den Köpfen in die Dreschmaschine gehalten werden. Beim Schüttmohn werden die Köpfe (Kapseln) nach Maßgabe ihrer Reife einzeln ausgeschnitten und die Samen in umgebundenen Schürzen oder Säcke entleert. Wegen dieser Schwierigkeiten bei der Ernte eignet sich der Schüttmohn für die Kultur auf größeren Flächen nicht.

Der Mohnsamen muß zum vollständigen Nachtrocknen an einem luftigen Ort in dünnen Schichten ausgebreitet und mehrmals gewendet werden, da er sonst wegen seines Ölgehaltes leicht verdirbt.

Für Haus und Küche.

Linsensuppe. Man wäscht $\frac{1}{2}$ Liter Linsen und setzt sie mit lauwarmem Wasser und etwas Salz zu. Wenn sie weich gekocht sind, treibt man sie durch ein Sieb. Unterdessen bräunt man ein Stück Schmalz mit 3 Kochlöffeln Mehl dunkelgelb, rührt die Suppe langsam daran u. kocht das ganze eine halbe Stunde, nachdem noch das nötige Wasser dazugegossen wurde. Die kochende Suppe wird über geröstete Semmelwürfel angerichtet.

Gesezte Eier mit Sardellenbutter. In eine Kasserolle wird daumenhoch Wasser gegossen und dazu ein Stückchen Butter und eine Prise Salz gegeben. Wenn das Wasser anfängt zu kochen, werden so viel Eier als nötig, eines neben dem andern, in das siedende Wasser gesetzt und zugedeckt nur so lange gekocht, bis das Eiweiß den Dotter ganz überzogen hat. Dann nimmt man sie behutsam mit einem Löffel heraus, legt sie auf eine Schüssel, bestreut sie mit in Butter gerösteten Bröseln und betropft sie reichlich mit Sardellenbutter.

Gebackene Kalbleber. Die reingewaschene, abgehäutete Leber wird zu fingerdicken Stücken geschnitten, gesalzen, in Mehl, dann in abgesprudeltem Ei und zuletzt in Bröseln gedreht und in heißem Schmalz goldgelb gebacken. Man gibt sie zu Gemüsen oder Kartoffelpüree.

Büchertisch.

In der Verlagsbandlung Karl Döhring in Mergentheim sind folgende vier vorzügliche Broschüren erschienen: „Nieder mit dem Feinde!“ Ausruf an katholische Jünglinge und Männer. Von R. W. Friedrich. 24 Seiten. Preis kart. 25 Pfg., 100 Stück 22 Mk. — „Zum Siege hin!“ Unsere Krieger — Gottes Gnadenkinder. Feldbrief von S. Neher. 20 Seiten. Preis 15 Pfg., 100 Stück 12 Mk. — „Die Frohbotschaft des göttlichen Herzens Jesu an den Krieger.“ Feldbrief v. R. W. Friedrich. 40 Seiten. Preis 20 Pfg., 100 Stück 18 Mk. — „Deutschland auf dem Wege des Herrn.“ Feldbrief von Dr. F. Imle. 20 Seiten. Preis 15 Pfg., 100 Stück 12 Mk. — Der Inhalt erhebt die Kämpfenden und erbaut u. tröstet die Daheimgebliebenen.

„Im Heiligen Land.“ Pilgerbriefe, der Jugend gewidmet von Joseph Biensberger, Kanonikus von Innichen (Tirol). 4. verbesserte Auflage. Mit 36 Abbildungen. 124 Seiten. Freiburg 1915, Herdersche Verlagsbandlung. Geb. in Leinwand 1 Mk. 20 Pfg. In kindlich einfacher, gemütvoller Sprache berichtet der Verfasser, was er fromm und fröhlich im Heiligen Land geschaut und empfunden hat. Die 20 Pilgerbriefe — als Stimmungsbilder alle in sich abgerundet — wollen nicht nur belehren und erbauen, sondern durch eingestreute Lieder und Erzählungen auch freundlich unterhalten, zumal die zahlreichen Bilder den heutigen Zustand der heiligen Stätten klar darstellen.

Zur Beachtung! Die hier erwähnten Bücher u. Zeitschriften sind in der **Buchhandlung Ambr. Opiz in Warnsdorf, Nordböhmen**, auch gegen Teilzahlungen, zu haben. Dieselbe liefert auch alle übrigen Bücher, Zeitschriften, Kalender, Gebetbücher, Schulbücher, Musikalien usw.

Buntes Allerlei.

Sie würden nicht schießen

Schweizer Infanteristen saßen in einem Café. Neben dem einen saß ein Franzose. „Würden Sie auf die Franzosen schießen, wenn sie über die Grenze kämen?“ — „Niemals!“ antwortete überzeugt der Infanterist. — „Kellner! Ein Glas Bier für den tüchtigen Soldaten! . . . Und Ihre Kameraden an der Tafel da, würden die auf die Franzosen schießen?“ — „Ebenso wenig wie ich.“ — „Großartig! Kellner! Zwei Kunden für die Soldaten . . . Und warum würden Sie nicht auf die Franzosen schießen?“ fragt der Neugierige weiter. „Wir sind bei der Musik!“

Ein Holdrio.

In einem Lazarett rüsteten sich die Künstler zu einem Konzert für die Verwundeten. Ein urwüchsiger Bayer mit einem Krüdstock hatte schwerfällig in der vordersten Reihe Platz genommen. — „No“, sagte er zum Kapellmeister, „was spielt's denn heute wieder?“ — „Ein schönes Bethovensches Trio“, war die Antwort. — „A Trio“ — meinte der Bayer und machte ein mißvergnühtes Gesicht, „a Holdrio war ma liaba g'west.“

Der schlechte Gärtner.

Eine junge, eben vom Pensionat weg geheiratete Frau sagte zu ihrem Ehegatten, einem Gutsbesitzer, als sie das Kornfeld besichtigten: „Du, Friß, den Gärtner mußt du aber bald wieder entlassen. Der Mensch ist gar nicht zu gebrauchen. Sieh nur hier das Roggenfeld, wie geschmacklos er die Kornblumen da hineingepflanzt hat. Es sieht ja rein nach gar nichts aus.“ — Ja, die hatte eben Verständnis für Symmetrie!

Wie Beethoven Studien machte.

Komponisten und Dichter haben oft sonderbare Eigenarten. Auf einem Spaziergange in der Umgegend von Wien traf Beethoven eines Tages eine Kinderherde an. Sofort hob er Steine auf und warf damit nach dem Leitstier, um denselben zum Brüllen zu bringen, aber ohne Erfolg. Ärgerlich fing der Meister selbst an, aus Leibeskräften wie ein Stier zu brüllen, und siehe da — das Mittel half. Das Tier horchte hoch auf, ließ ebenfalls seine Stimme mächtig ertönen und machte schon Miene, die Umzäunung zu durchbrechen und sich auf Beethoven zu stürzen, als glücklicherweise die Hirten hinzukamen und Frieden stifteten. Beethovens Zweck war erreicht: er hatte, wie er mitteilte, das Dröhnen des tiefsten Basses vernommen. Welchen Zweck dagegen eine andere eigentümliche Handlungsweise des Meisters gehabt, ist nie an den Tag gekommen. — Schuppanzigh trat einst in das Vorzimmer zu Beethovens Wohnung und erstaunte höchstlich, als er einen ganz sonderbaren Lärm hörte: kurze, dumpfe Schläge, in kleinen Zwischenräumen sich wiederholend. Besorgt öffnete er die Thür — und wäre beinahe in Lachen ausgebrochen, denn Beethoven schlug mit einem Stiefelknecht gegen die Wand und hielt das Ohr an die betreffende Stelle, als wäre da ein Nachklang zu hören. Als er den Freund erblickte, hielt Beethoven sichtlich verlegen inne, und Schuppanzigh zog es vor, zu tun, als ob er nichts bemerkt hätte, da Beethoven das Forschen nach dem Grunde dieser Eigentümlichkeiten nicht selten übelnahm.

Rätsel.

Silben-Rätsel.

Von F. J.

Zwei Nachbarn hatten sich entzweit,
Verfolgten sich durch lange Zeit.
Da riet man ihnen I II an.
Der Eine nahm II I II an,
Der Andre aber sträubte sich:
„Denn füge ich dem I II mich,
Dann wär' der ganze Streit II I,
Und Nachbar hätte Ruh' im Haus.“

Ziffernrätsel.

A. L.

1 4 6 9 8	Fluß in Frankreich
2 1 9 8	Gefäß
3 4 2 1	Stadt in der Schweiz
4 6 7 8	Kleidungsstück
5 2 3 4 7	Raubtier
6 4 1 8 9	Teil des Leibes
7 2 4 5	Stadt in Deutschland.
8 1 6 7	griechischer Gott
9 8 1 6	Christenfeind

An 1 2 3 4 5 6 7 8 9 Menschen hat es leider nie gefehlt.

Rebus.

A. B.

Schl

	m		d	d	d		d	d			
f	e	s		d	s	d		d	i	e	d
	e	t		d	d			d	d		
r	r	r				d	d				
r	n	r			d	f	e	d			
r	r				d	d					

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 6:

I. (Ziffernrätsel.)

Prinz, April, Raps, Stirn, China, Herz, Nacht, Tsar, Tisch, Zips. — Barschütz.

II. (Rätsel.)

Onkel der Tante mit Nichten (mit nichten.)

III. (Zauberrätsel.)

M A I N	1. Main
M E H L	2. Mehl
M E T A	3. Meta
P E L Z	4. Pelz

Metz.

Rätsel-Auflösungen aus Nr. 6 sandten ein:

Marie Laube, Teplitz-Schönau; Johann Warburg, Wien; Math. Schreiner, St. Lorenzen, Steierm.; Emma Fritsch, Krakau; Josef Hillebrand, Christiansau b. Friedland; Anna Raschke, Tammwald; Paula Baier, Neundorf b. Seestadt; A. Bauer, Mödling-Wien, Mülkerstr.; Karoline Krippa, Neuhaasdorf b. Reichenberg; Karl Engel, Schluckenau; Franz Glöckner, Nemes;

Noch zur früheren Nummer: Ludwig Pirker, Straburg, Kärnt.; Lambert Becker, Pfarrer, Embach, Salzburg; Josef u. Peter Lederer, Witschdorf; Julie Weinhäupl, Wien, 7. Bez., Kandlg.; Eduard Haubfleisch, Lobnig (Mähr.); „Kanoniker Friesach“; Alois Wogel, Haida; Josefina Haberle, Sagor (Krain).

NB. Auf die gesperrt gedruckten Namen entfielen durch das Los Preise. Dieser Tage erfolgt die Zusendung aller jüngsten Gewinne.

Christlicher Frauenbund für Deutschböhmen.

Die Bundesleitung gibt bekannt, daß der herrliche Fastenhirtenbrief von Sr. Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Bischof Josef Groß aus Leitmeritz in Broschürenform an die geehrten Mitglieder des Christlichen Frauenbundes zur Versendung gelangt, welche wohl als Beieinsgabe zu betrachten ist, doch wäre es sehr erwünscht, wenn die Mitglieder zur Deckung der bezügl. Auslagen für Drucklegung und Portospesen, für das Exemplar zum mindestens 5 Heller beisteuern würden.

Nervenschmerzen beendet eine Einreibung mit Fellers schmerzstillendem, nervenberuhigendem Pflanzen-Essenzen-Fluid m. d. M. „Elsa-Fluid“. Ein vortreffliches Hausmittel. 12 Flaschen franko nur 6 K. Apotheker C. B. Feller, Elaplay Nr. 6 (Kroatien). Über C. B. Feller, Stubica, Elaplay Nr. 6. Über hunderttausend Dankbriefe und Begutachtungen von Ärzten. (6)

Damen gesucht

zur Anfertigung leichter **Stickerien**. Dauernder Verdienst. Prospekt mit fertigem Muster gegen 40 h Marken zu verlangen unter „**Seimarbeit 113**“ von **Haasenstein & Vogler N. G.**, **Reichenberg** in Böhmen.

Auf jedem Familientisch

sollten die Nahrungsmittel und Mehlspeisen stehen, welche nach Dr. Detker's Rezepten in der eigenen Küche bereitet sind.

Kuchen, Gugelhupf, Mehlspeisen, mit Dr. Detker's Backin bereitet, zeichnen sich aus durch hohen Nährwert und Wohlgeschmack.

Buddings, aus Dr. Detker's Buddingpulver à 20 Heller und Milch gekocht, geben delikate Mehlspeisen für Kinder

und Erwachsene. Dr. Detker's Buddingpulver helfen Mehl sparen.

Rezeptbücher umsonst.

Dr. A. Oetker,
Baden bei Wien,
Nährmittelfabrik.

Halsausspülung mit Fellers schmerzstillendem, lösendem Pflanzen-Essenzen-Fluid m. d. M.



„ELSA-FLUID“

erleichtert
das Atmen.

12 Flaschen franko 6 Kronen.
Apotheker E. V. Feller, Stubica, Elsaplatz Nr. 6 (Kroatien).
Ueber 100.000 Dankbriefe. VIIa

Gebet Eueren Kindern „Sida“ Kunsthonig als Brotaufstrich!

Erhältlich in allen Kolonialwaren-Geschäften
in Päckchen zu 30 Heller,
ausreichend für 1 1/2 Pfund ff. Kunsthonig.
Nachahmungen dieses Originalfabrikates waise man zurück!



Für Garten und Fenster!

Prachtvolle Neuheiten von Begonien, Rosen, Hortensien, Georginen, Cana, Cala, Konifeeren, Fane, Fuchsen, Magnolien, Pier- und Fruchtsträucher, Azaleen und Rhododendron mit Knospen, alle Gemüse- und Blumenamen u. v. a. Zu jeder Pflanze passende Erde und Anweisung. Verlangen Sie illustrierten Katalog umsonst von J. Guza in Pottenstein in Böhmen.

Den Anfeindungen seitens der Konkurrenz entgegentretend, machen wir auf diesem Wege den Herren Landwirten bekannt, daß wir nach wie vor in der Lage sind, unsere rühmlichst bekannten

Milchzentrifugen „Original Melotte“

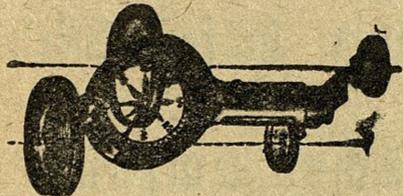
zu liefern. — Zu gleicher Zeit machen wir die Besitzer von Melotte-Separatoren darauf aufmerksam, daß wir alle Ersatzteile, sowie Gummidichtungen, Del usw. in der bisherigen guten Qualität abgeben können und stehen wir denselben wie immer auch jetzt mit Rat und Tat zur Verfügung.

Melotte-Werke, Wien,
IV., Mayerhofgasse 16.

Sensationelle Neuheit!

Feldstecher „Ideal“

mit feinsten, optisch geschliffenen Prima-Linsen.



16 optische Instrumente
in einem vereinigt, dabei ganz zusammenlegbar, daher bequem in der Tasche zu tragen.

Der Feldstecher „Ideal“ ist verwendbar als: Feldstecher, Touristenglas, Opernglas, einstellbar für jedes Auge, Augenspiegel, Kehlsp- od. Nasenspiegel, Mikroskop mit Objektivträger für kleinste Lebewesen zc., Kompaß bester Funktion, Leseglas, Vergrößerungsglas, Doppellupe zu Untersuchungen aller Art, Fernrohr u. Fernrohr, einstellbar für jedes Auge, Stereoskop-Apparat u. Panorama für Ansichtskarten, Photographien zc. Spiegel, stets bei der Hand und hat eine derartige Vielseitigkeit bis jetzt noch kein optischer Apparat erreicht.

Preis per Stück mit Beschreibung K 3.—, 3 Stück K 8.—.
Verlauf per Nachnahme durch das Neuheitenhaus:

M. Zwoboda, Wien, III/2, Hiefigasse 13—242.

Vortrefflich bewährt für die Krieger im Felde und überhaupt für Jedermann hat sich als beste

schmerzstillende Einreibung

bei Rheumatismus, Rheumatisma, Gicht, Infuenza, Migr., Brust- und Rückenwehen u. s. v.

Dr. RICHTER'S

Anker-Liniment. capitai compos.

Beste für Anker-Pain-Expeller.

Flasche I. — 24, 1/2, 1/4, 1/8.

In Apotheken oder direkt an bestellbar von
E. Richter'sche Apotheke „Am Götterdenkmal“
Pog. I., Bismarckstr. 1.
Pöggendorfer Verordn.



Kaffee

60% billiger

5 kg Postpakete „Kriegs-Nähr-Kaffee“ (bester Ersatz für Bohnenkaffee) versende für K 12 50 franko Nachnahme. Ein Versuch u. Sie sind ständiger Abnehmer.

Franz J. Korbl,
Bodenbach B 45.

Tüchtige Vertreter werd. aufgenommen



500 Kr.

zahle Ihnen, wenn Ihre Süßneraugen.

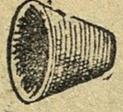
Warzen, Riabalsam in drei Tagen samt Wurzel nicht schmerzlos entfernt. Preis: 1 Tiegel mit Garantiebrief K 1.—, 3 Tiegel K 2 50, 6 Tiegel K 4 50.
Kemeny, Kaschau, (Kossa) I.
Postfach 12/84 (Ungarn).

Für Schwerhörige.

Herr Lehrer M. in R. schreibt:
„Erfolg großartig! Nach den ersten 5 Minuten können wir uns zum ersten male seit mehr als 10 Jahren ohne Schreien unterhalten. Schicken Sie mir eine zweite Trommel.“

Bei Schwerhörigkeit

Natürl. Grössung ist N. Blobner's patent. Hörtrömel unentbehrlich wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrenschmerzen, nerv. Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. Zahlreiche Dankschreiben. Preis K 10 2 Stück K 18. Prospekt kostenfrei los durch



General-Vertrieb:
G. W. Müller, München II
Brieffach 53/F.